Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1852)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655654

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Ein Jahr hat sich schon umgewälzt
Seit meinem letzten Gruß,
Und wieder komm ich angestelzt
Mit meinem lahmen Fuß. —
Der Botendienst wird aber schwer,
Das Alter lastet mehr und mehr,
Ich sollte billig Kutschen fahren,
Hätt' ich nur früh gedacht ans Sparen; —
Zum Glück lauft bald die Eisenbahn.
Vertraut mein Leib sich dieser an,
Juheh, dann flieg ich Saus und Braus
Und rund vorbei an manchem Haus,
Statt müd mich auf die Bank zu strecken,
Und jedem Freund die Hand zu recken.
Allein wo bleibt mir dann die Zeit
Mich umzuschauen in die Runde,
Euch zu berichten weit und breit,
Den kurzen Pfeifenstumpf im Munde? —
Ach liebe Leut ich fürchte fast,
Man setzt uns auf den dürren Ast;
Es ist nicht alles Gold gewonnen
Was glänzt und glizert an der Sonnen.
Dem ächten Berner Hast und Jast
Noch selten Seide hat gesponnen;
Bedächtig und im sauren Schweiß
Erwirbt er seiner Mühe Preis,
Er rühmt sich seiner schönen Gauen
Die er bebaut mit Gottvertrauen,
Und meidet er den innern Zwist,
So weiß er stets wer Meister ist;
Wird auch der Stärke nicht vergessen,
Wo Kräfte Mann an Mann sich messen. —
Doch braust anher der fremde Dampf
So unterliegt er diesem Kampf.

Aus Frankreich, aus Amerika
Stehn die Produkte fertig da,
Das Fell gegerbt, das Korn gemahlen,
Dazu noch ein Vaganten Heer,
— Wir kennen des Besuches Ehr, —
Und müßten noch den Fuhrlohn zahlen.
Das edle Pferd, das schöne Rind
Verödet und entschwunden sind,
Es rasselt die Lokomotiv
Mit einem wahren Höllenpfiff,
Zerstampft, durchfurcht die reichsten Auen,
Und damit unser altes Glück. —
Der Fremdling selber weicht zurück,
Der kam die stille Schweiz zu schauen,
Zu grüßen manchen lieben Ort,
Sich auszuruhn an unsern Triften,
Am Wald, am See, an Bergesklüften,
Im Glanz den einst die Väter stiften.
Nun ist der ganze Zauber fort.
Ein wüst Gelärm, ein Tribulieren,
Verheerggen, schnurren, packen, rühren,
Das nimmt sein Aug und Ohr jetzt wahr.
Fortschritt, Fortschritt heißts immerdar!
Drob bricht den Kopf so mancher Narr
Und läßt sich übern Löffel schwatzen.
Kommt noch am Platz der alten Batzen,
Das Geld mit schönem neuen Kreuz,
Ein Zeichen für die ganze Schweiz;
So giebts zu rechnen und zu schatzen.
Drum hört des alten Boten Mund:
Zu viel aufs mal ist ungesund.
Er ist trotz seinem lahmen Bein
Weit in der Welt herumgekommen,
Und hat zu Eurem Nutz und Frommen
Gelernt ein Sprüchlein wahr und fein,
Heißt: Eines schickt sich nicht für Alle.
Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle. —
Zum Ende wünscht der alte Bot,
Daß Fleiß und Frieden froh sich regen,
Beschirmt von des Allmächt'gen Segen,
Kein Bruderzwist, kein Kriegsgebot,
Kein Hagel, Fehljahr, Theurungsnoth!
Und bis er wieder kommt der Wegen,
Ihr Lieben all, Behüt Euch Gott!!

Einiges über Witterungskunde.
(Fortsetzung.)

Nun sieht jeder Leser gewiß ein, daß auf der großen Oberfläche der Erdkugel sich nicht alle Punkte gleich schnell drehen müssen; sondern daß diese Drehung um so schneller sein muß, je weiter sie von der Axe entfernt sind. An den sogenannten Polen, d. h. im äußersten Norden und Süden, wird daher gar keine Bewegung zur Drehung nöthig sein, in ihrer Nachbarschaft ist nur eine geringe Bewegung hiezu nöthig; je weiter man sich aber von den Polen auf der Oberfläche entfernt, eine um so schnellere Bewegung wird hiezu erfordert; am schnellsten ist sie natürlich da, wo man von beiden Polen gleichweit entfernt ist, also am Gleicher, Aequator, wie die Gelehrten sagen.

Die kalte Luft, die von den Polen nach dem Aequator hinbläst, um die Stelle der dort in die Höhe gestiegenen Luft nach und nach einzunehmen, hat also im Anfang gar keine Bewegung nöthig gehabt, um der Drehung der Erde nachzufolgen; sie kann also, wenn sie sich von den Polen entfernt und nun mit dem übrigen, was sie antrifft,

so fortbewegen soll, wie sich die Erde dreht, dann eben hiemit nicht recht nachkommen, bleibt also zurück, und scheint sich von Morgen nach Abend zu bewegen, während sie nur weniger schnell, als wir selbst, von Abend nach Morgen geht. Es ist dieß gerade so wie wenn ihr auf einer Eisenbahn in einem offenen Wagen fährt; da scheint euch auch ein scharfer Wind entgegenzuwehen, während die Luft draußen ganz ruhig ist. Dieser obengenannte Wind geht nun gleichzeitig von Norden nach Süden, und bleibt von Morgen nach Abend hin zurück, das heißt also, er geht weder ganz von Norden nach Süden, noch ganz von Morgen nach Abend (Ost nach West), sondern verfolgt eine Mittelbewegung von Nordost nach Südwest. Das ist unsere Byse. Es giebt nun auch Leute, welche meinen, die Sonne ziehe diese Luft mit sich, und mache, daß sie nicht ganz von Nord nach Süd, sondern von Nordost nach Südwest hin gehe. Wäre dieß aber, so müßte dieß hauptsächlich in der obern Luft geschehen. Nun wissen wir aber, daß die Byse hauptsächlich in der untern Luft weht, und es, nach des Boten Erklärung, auch thun muß, weil sie, die kältere, schwerere Luft, sich natürlich mehr in der Tiefe befindet.

Die in die Höhe gestiegene Luft aber erkaltet nach und nach, verliert dadurch das Bestreben, sich auszudehnen, wird wieder schwerer und sucht dahin abzufließen, wo sich weniger Luft befindet. Sie strömt also wieder gegen die Pole hin (für uns von Süden nach Norden, für die Bewohner von Südamerika und Australien aber von Norden nach Süden). Diese in einer großen Entfernung von den Polen aufgestiegene Luft hat nun um der Drehung der Erde dort folgen zu können, den Trieb einer sehr schnellen Bewegung von Abend nach Morgen hin erhalten; diesen Trieb behält sie noch einige Zeit lang bei, und verliert ihn erst nach und nach, wenn sie in die Gegenden kömmt, wo eine so schnelle Bewegung von Abend nach Morgen hin nicht mehr nöthig ist, und zwar verliert sie ihn hauptsächlich durch den Widerstand, den sie dort in der andern Luft findet. Es ist dann gerade so wie wenn ein schneller Bach in einen See fließt; er wird auch noch eine Zeit lang strömen. Diese Luft, die also schneller als wir selbst, sich von West nach Ost bewegt, zugleich also von Süd nach Nord, und von West nach Ost strömt, geht also von Süd und West (Südwest) nach Nord und Ost (Nordost) und ist unser Föhn. Sie ist immer mehr in der obern Luft; sie ist meist wärmer als die andere Luft bei uns, weil sie aus einer wärmern Gegend kömmt, wo sie schon kälter als die andere dort sein kann, und doch noch wärmer ist, als die bei uns befindliche; sie kömmt meist mehr in gewaltigen Stößen und Strömungen, gerade weil sie, wie gesagt, zu uns herfließt, wie das Wasser eines Baches in einen See.

(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Sprüchlein.

Ein Reicher, der sein Gut für sich alleine sucht,
Ist gleich dem Baume ohne Frucht.
Ein Armer der da sieht zum Glück der Andern scheel,
Ist gleich der Lampe ohne Oehl.
Die Jungfrau ohne Zucht ist schutzlos, bloß und schwach
Und gleicht dem Hause ohne Dach.
Die Ehfrau ohne Schaam, und sei sie noch so weis,
Gleicht einer ungesalznen Speis.

Ein König, der das Recht nicht über Alles hält,
Ist gleich dem Fluß, dem Wasser fehlt.
Und ein Gelehrter, der nicht kennt des Glaubens Segen,
Ist gleich der Wolke ohne Regen.

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre.

In der Gaststube zu Solothurn — äh nei — zu — — Kaiserstadt meinetwegen, spazierte ein Herr hinauf und hinab, und rieb sich langsam die Hände. Als niemand seiner groß achtete, sprach er halblaut vor sich hin: „we d'Lüt o wüßte wer eine wär, me wurd si besser in Acht nä!" Der Wirth, der den Herrn für nichts Sonderliches angesehen hatte, fragte nun: „um Vergebung, wer ist denn der Herr? „I bi der Burgimeister vo — denk Krähwinkel." Aha! „Womit kann ich dem Herrn Burgermeister aufwarten? „Denk öppe es halb's Schöpli!" „Aber der Herr Burgermeister wollen doch auch etwas dazu essen. Was befehlen — — „He nüt! i ha da nes Würstli mit mer gno und es Stückli Brodt han i o im Sack!" „Potz tusig! Herr Burgermeister!"

Die neue Ordnuug.

Auf dem Hubel in der Gemeinde Finstergüggligen waren zwei Baurenhäuser, deren Besitzer angesehene Bauern waren. Der eine hatte zwölf junge Hühnlein, der andere sechs junge Kätzlein. Da nun die Hühnlein größer wurden, waren auch die Kätzlein größer geworden und eines Tags fielen sie über die Hühnlein her und tödteten einige, zerzausten andere und versteuckten die dritten. Da dieß der Eigenthümer der kleinen zweibeinigen Heerde sah, wurde er zornig und ging zum Nachbar, den er nun folgendermaßen bewillkommte: „Das ist ein schönes Lebwesen! Seitdem die neue Lehre im Land ist, ist keine Zucht mehr, und sobald die neuen Gesetze aufgekommen sind, ist die alte Ordnung abgekommen. Da sieht man's, kein Respeckt, keine Sicherheit ist mehr, kein Hund und keine Katze folgt mehr; der Polizeier kann lang herumstolpern, deine Katzen haben mir doch meine Hühner genommen. Das ist mir eine saubere D.....s Verfassung!"

Der Hilterfingen-Bote.

Wenn der Berner Hinkend'-Bote zuweilen auf seinen Wanderungen, Land auf und ab, etwa einen Tag oder zwei in der Hauptstadt bleiben und sich umsehen konnte, was für Veränderungen während seiner Abwesenheiten sich zugetragen hätten, da haben ihn, in letzt vergangenen Jahren, die, an den Fenstern der Buch- und Kunsthändler ausgehängten Helgen am meisten in Verwunderung gesetzt und vornehmlich die großen Schlachten, von denen er sonst nur vom Hörensagen gewußt und die Generale, die so kenntlich und fast leibhaftig dargestellt waren, daß es Einem ordentlich warm um's Herz wurde, wenn man sie eine Weile anschaute — die berühmten Männer. Nun, hat der Bote gedacht, bloß wegen des Kanonirens und Losdonnerns wollte ich noch Niemanden einen großen Mann nennen, aber wenn ein Kriegsheld auch noch in den Schlachten ein menschliches Herz behält, wenn er in seinem Amte treu erfunden wird. Aber solchen Ruhm

kann ja auch ein gemeiner Landbote erlangen; der hat auf seinen Wanderungen auch nicht immer schönes Wetter, muß oft, wenn's schrecklich stäubt und stürmt und man kein Hündlein vor die Hausthüre hinausstieße, durch Dick und Dünn, mit seinem Stelzfuß wandern; auch wenn Stein und Bein gefroren sind und die reichen Herren reiten und fahren können, thun, was seines Amtes ist und von seiner Treue hängt doch auch viel ab in Krieg- und Friedenszeiten; da hat dann der Hinkende Bote schon öfters gedacht, ob's nicht auch unter seinen Amtsbrüdern berühmte Leute gegeben habe, deren Thaten man auch aufzeichnen sollte und gar ihr Bildniß anfertigen, damit sie durch ihr gutes Beispiel auch auf andere vornehmere und geringere Lastträger ermunternd wirken könnten. Es wären gewiß auch deren Exempel, wenn man sie nur wüßte! — Unser Pfarrer hat einen Boten in gar merklich hohen Ehren gehalten und gar desselben Bildniß in seiner Studierstube gehabt, neben andern großen Gelehrten. Ich hab' ihn einmal um des G'wunders willen gefragt, was das für ein Bote gewesen sei und bekam die Antwort: der da, über den du mich frägst, ist ein Bote, wie es vor ihm kaum einen gegeben, und wie nach ihm keiner mehr sein wird, ein deutscher Mann, und hieß: „der Wandsbecker Bote;“ er war eigentlich ein großer Gelehrter und setzte diesen Namen, aus Demuth, auf den Titel seiner Werke und hat für Gelehrte und für Ungebildete geschrieben und, wie ein wandernder Bote, Bericht erstattet über das, was eigentlich dem Vornehmen wie dem Geringen, dem Fürsten wie dem Taglöhner, gleich wichtig und beherzigenswerth sein soll und hat, was er zum Beßten gegeben, in so schlichter verständlicher Rede und dennoch bisweilen in so unschuldigem Scherz und auf so ansprechende freundliche Weise mitgetheilt und über so interessante Dinge, göttliche und menschliche, sich ausgesprochen, daß seine hinterlassenen Werke mit Recht eine Goldgrube der Weisheit genannt werden und obschon sie nur in einigen Bändchen bestehen, tausende von Centnern unserer Zeitungen und Flugschriften aufwiegen; er wurde im Jahr 1743 geboren und ist 1815 gestorben. Er war wie ein Himmelsbote, auf Erden.

So hat mir unser Pfarrer von dem Wandsbecker-Boten erzählt und mich dann gar väterlich aufgewuntert, ihn in der Treu nachzuahmen; denn das Viel und Groß ist nicht die Hauptsache, es kömmt auf die Treue an. Wenn ich dann manchmal in Gedanken meinen Botendienst und die militärischen Feldzüge zusammenstellte, so kam es mir vor, als ob's im menschlichen Leben fast Alles auf Eins hinausliefe, stehe einer ein wenig höher oder tiefer, fahre einer fünfspännig mit goldbordirtem Kragen oder hinke er auf einem Stelzfuße. Darum will ich den lieben Lesern jetzt von einem meiner Amtsbrüder erzählen, über den sie wohl noch nie Bericht bekommen haben.

Im ersten Jahrzehnd des neunzehnten Jahrhunderts war auf der Straße von Thun nach Bern der Bot-Rudeli von Hilterfingen die bekannteste Person. Er war eigentlich kein Beamteter oder Postbedienter, trug auch keine Uniform, sondern er war ein sehr armes, freundliches Mannlein, das, sammt Gepäcken nach den Dörfern an der Thunstraße und nach Bern, auch Briefe mitnahm, die jedoch nicht mit Siegellack zugemacht, sondern nur mit Faden zugenäht sein durften, weil der Rudeli kein vom Staate besoldeter Brief-

träger oder Postillon, noch weniger ein Condukteur war. Er hatte ein sonderbares Fuhrwerk, welches fast einem bedacheten Sarge glich, denn es war ein langer Trog, über welchem eine schützende First war, deren eine Seite geöffnet und wieder zugeschlossen werden konnte; am vordern Ende des Troges war ein hölzerner Sitz angebracht, am hintern ein Bürdelein für das Thier. Machte Jemand die Reise mit ihm, so ließ er den Gefährten auf dem eben erwähnten Fuhrmannssitz Platz nehmen und gieng nebenbei zu Fuß einher; waren Sachen von Werth im Trog, so schloß er mit einem Malzenschloß oder Maletschlosse, wie er's nannte. Zur Zeit, da er noch in einer Art von Wohlstand sich befand, wurde vor diesen auf vier Rädern ruhenden Kasten, entweder ein halb- oder ganz blindes Roß gespannt, das meist lahm war; obschon er die Thiere nie überjagte, hielten sie meist nur kurze Zeit aus, denn es waren Gäule, die er einhandelte, wenn sie sonst zu keinen größern Anstrengungen mehr tauglich waren und deßwegen um einige wenige Thaler verkauft wurden. Auch eine Lebensgeschichte dieser armen Thiere würde recht lesenswerth sein. Einmal hatte er, wie erzählt wurde, um sechs Franken ein halbblindes Polakenpferd erhandelt; es hatte früher in den napoleonischen Kriegen unter der Kavallerie gedient, wo es muthig auf der Trompete schmetternden Ruf, mit seinem stolzen Kürassier zu manchem Gefechte dem Feinde entgegengerannt war — endlich wurde es verwundet, aus dem Kriegsdienste entlassen, kam in jüdischer Roßhändler Hände und von da in die des Hilterfingen-Boten. — Gieng's nun auf der Fahrt, von Haus nach Bern und von dort nach Hilterfingen zurück, an einigen Orten bergan, so spannte sich Rudeli selber neben dem armen Thiere an; er war nicht unbarmherzig wie jener Mordiofuhrmann, der seinen Rossen angezündeten Schwamm unter den Schwanz gelegt hatte und von der göttlichen Vergeltung schrecklich gestraft worden ist; nein, unser Bote half dem presthaften Thiere aus Leibeskräften ziehen und ermunterte dasselbe während des Stutzes, wenn's keuchend vorwärtsstrebte, öfters mit den Worten: „es solle nur Muth haben, sie seien bald droben.“ Bisweilen lachten ihn dann unverständige Leute und wilde Gassenbuben aus; aber mancher Hausvater, der genug thun mußte, eine schwere Haushaltung, wenn's bisweilen auch über steilen rauhen Weg und durch böse Tage gieng, ehrlich zu ernähren, wurde durch das Keuchen des ziehenden Boten und seines Rosses zu Vergleichungen veranlaßt, die ihm nicht lächerlich vorkamen. — Der lange Rubigenstutz preßte manchen Seufzer aus.

Oftmals ist's geschehen, daß, wenn Rudeli zur Abfahrt nach Bern sich anschicken wollte, das Rößlein im Keller, der als Stall gebraucht wurde, auf dem Boden ausgestreckt lag vor Müdigkeit und weder mit Liebkosungen noch mit ernsten Drohungen zum Aufstehen zu bewegen war; in solchen Fällen pflegte er einige Nachbarn herbeizurufen, mit deren Hülfe das Thier aufrecht gestellt wurde; wenn dieß geschehen war und das Rößlein wieder vor seinen Augen dastand, pflegte er jedesmal zu sagen: „Jetzt ist's gut,“ — legte dem Gaul das Geschirr an, spannte ihn ein und begann äußerst sachte die Fahrt. — Beim Bühlstutz geschah das erste Klatschen der Peitsche; hier, dem heimathlichen Orte so nahe, spannte sich der Bote zwar noch nicht neben dem Rößlein an, son-

dern er half an den Speichen der Räder, auch wenn der Wagen unbeladen war.

Am ersten Tage brachte er's gewöhnlich nicht weiter als etwa bis nach Rubigen oder höchstens nach Allmendingen, wo er übernachtete; auf der Rückreise langte er meist erst um Mitternacht oder gar gegen Tagesanbruch daheim an. — Hatte er in den Dörfern an der Thunstraße Verrichtungen, so ließ er das Fuhrwerk, ohne Furcht, daß der Gaul ausreißen möchte, mitten auf der Landstraße stehen; deßwegen hatte er einige Male die Unbeliebigkeit, daß durch vorbeifahrende Güterwagen und Kutschen sein Roß und Wagen unsanft auf die Seite geschoben, ja gar beide umgeworfen wurden, was ihm Reparationen zuzog. — Zu seiner Entschuldigung muß hier jedoch bemerkt werden, daß zur Zeit seines Botendienstes der Verkehr zwischen Bern und Thun ungleich geringer war als heut zu Tage und die Straße in gar schlechterem Zustande; damals war noch nicht Morgen-, Mittags- und Abendpost, jede zu 5 Pferden; der Weg wurde auch mit Kutschen, nicht wie jetzt, innert 3 Stunden zurückgelegt; an manchen Stellen war er holpericht und sonst in schlechtem Zustand; man rechnete eine Tagreise für denselben und aß zu Münsingen zu Mittag.

Der Bot-Rudeli von Hilterfingen wurde dessenungeachtet zum Sprichwort; wollte ein Geschäft nicht vorwärtsgehen oder entledigte sich Jemand äußerst kaltblütig und langsam einer Kommission, so hieß es oft: „Ei, du bist geschwind wie der Hilterfingen-Bote;“ hätte er italienisch gekonnt, so hätte er antworten können: „qui va piano, va sano“ – zu deutsch: „Wer behutsam geht, marschirt gut.“ In der That! — Wie Mancher hat sich schon in wilder Hast überstürzt, wie mancher übermüthige Renner ist wegen Unfällen erst lange nach einem bedächtigen Esel an's Ziel gekommen, wie die Fabel lehrt? — Erbärmliches Schicksal, möchte Einer ausrufen, so sein Leben hinschleppen zu müssen! — Was erbärmlich? Ist das erbärmlich, wenn der Mensch ehrlich und im Schweiße des Angesichts, im Kleinen treu, sein Brod verdient? — Wie mancher reich Geachtete schleppt in der großen Welt an einem Karren, der weniger nützliche Dienste leistet als der des Hilterfingen Boten mit dem einäugigen lahmen Klepper geleistet hat; wie Mancher fühlt mit seinen leidenden Mitmenschen weniger Mitleid als der Rudeli mit seinem hinkenden Zugthier und dann am Ende, in Summa:

Kein Fluch ungerechten Gutes auf dem Gewissen, keine Verwünschungen obendrein; ist das nicht auch Ruhm, ist's nicht des Lobes werth?

Der Bot-Rudeli von Hilterfingen war nicht groß von Person, hatte einen freundlichen Blick und um den ziemlich großen Mund einige tiefe Falten; sein Ausdruck war, auch bei stürmischer Witterung, arglose Gutmüthigkeit. Am Hals, wo manchen Guggisbergern über dem, eng sich anschließenden schmalen, Hemdkragen oder Halsbändel der sogenannte Adamsapfel hervorragt, hatte der Bote ein ziemliches Kröpflein, woran einige Physiognomiker den Bewohner der Umgegend Thuns erkennen wollten. Der uralten Oberländer-Sitte treu trug er ein Hemd, dessen Halsbändel nicht vorn sondern hinten am Nacken sich auf- und zuschloß. Sein Haupt bedeckte er zur Sommerszeit mit einer baumwollenen Mütze, während des Winters und bei regnerischer Witterung mit einem breitkantigen schwarzen Hute, der bei festlichen Anläßen als Dreiröhrenhut geformt werden konnte.

Erlitten die Leute einen bedeutenden Unfall, waren sie heruntergefallen oder hatten sie sich schwer verwundet, so rieth ihnen der Rudeli an, sich nach Bern in die Insel transportiren zu lassen; durften sie es nicht wagen, die Reise zu Schiff auf der Aare zu machen, so nahm er sie auf den Wagen und führte sie bis zum Schausaal. Ueber den jähen Stalden herauf half er jedesmal mitziehen und achtete keines Gespöttes, weil er wie der barmherzige Samariter einen Leidenden ins Versorgungshaus brachte. Daher kam's daß, wenn zu Hilterfingen die Kinder sich etwa verletzten und an einem Fingerchen bluteten, sie zu ihm liefen und fragten, was sie machen sollten? scherzend gab er dann zur Antwort: „Du mußt mit mir nach Bern in die Insel." — Er war bei Alt und Jung beliebt.

Endlich, gegen das Ende seines treuen Botendienstes, vermochte er nicht einmal mehr, ein blindes oder lahmes Roß zu kaufen und entschloß sich, einen zweirädrigen Karren selber zu ziehen. Drei bis vier Tage währte nun die Hin- und Herreise. Wie Mancher ist, in unsern Tagen, darauf ausgegangen, in Zeit weniger Jahre mit Führung mißlicher Rechtshändel und dem Gebrauch des Federkiels reich zu werden und wird einst das Loos des armen redlichen Hilterfingenboten beneiden, der in vollem Maaße die Wahrheit des Psalmwortes an sich erfahren hatte: „Was am Menschenleben köstlich ist, ist Mühe und Arbeit." Ja wohl köstlich, weil Beschwerden und Leiden das Herz für den Besitz eines Gutes empfänglich machen helfen, das werthvoller ist als alle Güter der Erde!

Der Bot-Rudeli starb am Nervenfieber im Hungerjahr 1817 und liegt auf dem Kirchhofe zu Hil'erfingen begraben.

Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel küßt' eines Tags
Einem großen Esel den Schwanz.
Ei, ei! rief ganz erstaunt Nachbar Max,
Was treibst du für Firlefanz?
Was treib ich für Firlefanz? rief Till,
Das allsogleich ich dir sagen will.
Die Zeiten, die sind gar sonderbar
Und alles geht drunter und drüber,
Wer gestern noch hoch und in Ehren war
Gilt heut keinen rothen Stüber.
Und der, der heute noch buchstabiert,
Der morgen vielleicht das Land regiert.
Drum hab' ich dem Esel den Schwanz geküßt,
Wer weiß denn, was er wohl morgen ist?

Wie hat er das wohl gemacht?

Ein lustiger Müller saß einst des Abends, nach vollbrachtem Tagewerk mit vielen Nachbarn und lustigen Trinkbrüdern am Wirthshaustische und mußte allerlei Scherz und Spottreden über die Müller anhören. Der eine sagte, wie der Müller ihm sein Mehl genetzt habe, daß das Wasser zum Teig bereits darin gewesen sei; der andere erzählte, wie er einen weißen Staub im Mehl gefunden habe, der, als das Brod gebacken war, unter den Zähnen kiesete wie Sand; ein dritter klagte, daß er nie die gehörige Gewicht bekomme und ein vierter meinte, er möge seinen Sack noch so voll Kernen geben, so bekomme er ihn doch kaum zur Hälfte voll Mehl wieder. Dem allem hörte der Müller auf den Stockzähnen lächelnd, ohne ein Wort zu sagen, zu. Endlich aber sprach er: So ein Müller bin ich wenigstens nicht, und das will ich euch beweisen, denn ich will euch, wenn ihr fortan nur bei mir wollt mahlen lassen,

immer zwei müttige Säcke mit dem Mehl füllen, das ich aus einem müttigen Sack Kernen mahlen kann. Du lügst, rief der eine; was werden das für Säcke sein! der andere; was für Mehl! ein dritter, und so giengen die Stimmen in buntem Geschrei durcheinander. Nun, sprach der Müller, jeder von Euch bringe mir Morgen einen Sack Kernen, und wenn ich euch nicht jedem zwei gleiche Säcke mit dem daraus gemahlten Mehle fülle, so will ich die Wette verloren haben, und bezahle jedem obendrein noch den Werth seiner Frucht. Wenn ich aber die Wette gewinne, so bezahlt mir jeder so viel als das Mehl werth ist, zum Lohn. Dieß waren alle zufrieden. Zug um Zug langte am Morgen vor der Mühle an, Sack um Sack wurde der Rönnle übergeben, und kam als schönes weißes Mehl unter dem Mahlhaufen hervor. Da standen die Bauren voll Erwartung. Der Müller aber füllte jeden Sack wieder mit dem gehörigen Mehl und steckte nun jeden vollen Sack in einen leren zweiten, und so waren also, wie er es versprochen hatte, zwei Säcke gefüllt. Die Bauren aber kratzten in den Haaren und sprachen:

Wir hielten uns für listig zwar,
Und wolltens schlau erlauren;
Nun aber ist es sonnenklar,
Die Bauren sind nur Bauren.
Will einer gern betrogen sein,
So laß er sich mit denen ein,
Die schönen Worte machen,
Und hinterm Rücken lachen.

I wollt!

Ein Oberländer aus einem hochgelegenen Bergdorfe, der bereits in seinem Leben einigemal den Thunersee passirt hatte, entschloß sich, nach Amerika auszuwandern, um in Californien Gold zu suchen. Als die Zeit der Abreise herannahte, kamen manche Nachbaren noch zum Abendsitz in sein Haus und sprachen viel von der großen Reise über's Weltmeer und wie sie, auch wenn sie den allerbeßten Fortgang hätte, wenigstens drei Wochen währe, ja wie manche Auswanderer auf dem Wasser auch bis sechs Wochen und darüber hätten aushalten müssen bei Stürmen und widrigen Winden. Häusel entgegnete hierauf mit entschiedenem Willen: „I wollt' i dry Wuche uber! — Ach, du guete Tropf," sagte vom Ofen herunter die Großmutter, „säg de o i wollt', wenn d'ufem gruße Wasser bist u nüt as Himmel u Meer gsehst, — du guete Häusel!" — Häusel verreiste und nach vier Monaten kam von ihm ein Brief im Bergdorf an, worin er meldete, wie er, Gott Lob und Dank, nach einer sehr gefährlichen und stürmischen siebenwöchigen Ueberfahrt, auf der er Wellen gesehen hätte so groß wie der Wimmishubel und noch „grössere," auf's feste Land gekommen sei. Als bei einem Abendsitz der Nachbarn der Brief aus Amerika vorgelesen wurde, meinte der Chorrichter: „das ha — n — i zu voruus g'wißt, daß Häusel auf der Meerfahrt a d's Großmüttis Wort sinne wird." —

„Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr." —

Beitrag zur allerneuesten Wörterlehre.

Ein, nach seiner Meinung ausgezeichneter Sprachforscher hatte ein neues System erfunden, die Kinder aufs gründlichste Lesen zu lehren; es ist bezeichnet mit den bedeutungsvollen Benennungen: Buchstabiren, Syllabiren und Wörtiren.

Unter dem neu erfundenen Ausdrucke Wörtiren versteht er höchst wahrscheinlich das Aussprechen ganzer Wörter. — Ei, du Gimpel!

Lustige Antwort.

Ein Schullehrer warnte einmal seine Schulkinder vor Aberglauben, unvernünftigen Zaubereien und besonders auch vor dem Schatzgraben. Um die Sache recht verständlich zu machen, fragte er ein Mädchen: Was ist ein Schatz? dasselbe antwortete erröthend: „E Bueb.“ — Jetzt erhob die gesammte Schuljugend und besonders die männliche, ein schallendes Gelächter. Der Schullehrer hielt es für besser, den Gegenstand einstweilen fallen zu lassen, und sagte daher etwas verstimmt: „Nehmt die Tafeln und rechnet!“

Heilsames Schulrezept für verwahrlosete Buben.

Zu einem ungezogenen, verwilderten jungen Buben, den Vater und Mutter nicht mehr an Gehorsam zu gewöhnen im Stande waren und zum erstenmale in die Schule brachten, sagte der Schulmeister: Sieh, Köbi, wenn du fleißig und gehorsam bist, so sind wir zwei recht gute Freunde mit einander; bist du aber unfolgsam und zerstreut, so habe ich da in der Schule ein Kraut, das ich dann brauchen muß, (wobei er ihm auf ein Stecklein hinwies), und dieses Kräutlein ist schon an andern recht wirksam und wolthätig gewesen. Nicht lange ging's, so fing der Kleine, wie zu Hause, auch in der Schule wieder seine Unarten an und nach mehreren fruchtlosen Warnungen, empfand er einige, wenn auch nicht sehr starke Berührung des erwähnten Kräutleins auf seinem Rücken; da schrie er aus vollem Halse: Mürder! Mürder!

Züchtige deinen Sohn, während er jung ist; läßst du das Bäumlein krumm aufwachsen, so bringt's dir keine Ehre und später kannst du ihm mit aller Gewalt keinen geraden Wuchs mehr geben.

Die rechte Elternlieb' ernst und nicht schwächlich ist,
Sie pflegt des Kindes Herz mit Treue;
Gar mancher Vater dieser Pflicht vergißt,
Und endlich bleibt ihm nur zu späte Reue.

Strenges und Zartes, Starkes und Mildes.

(Siehe nebenstehende Abbildung.

„Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang“ —

hat ein hochberühmter Dichter behauptet und es mag auch dieß auf einige Fälle angewendet werden können; männlicher Ernst und weibliches Zartgefühl, männliche Ausdauer und weibliche Güte können sich im häuslichen Leben zu schöner Harmonie vereinigen; aber wenn Schiller, so heißt der Dichter, die nachstehende wahrhaftige Geschichte gekannt hätte, so hätte er doch vielleicht Bedenken gehabt, Obiges als eine allgemein gültige Wahrheit so geradehin zu behaupten.

In einem bernischen Dörflein wohnte ein Ehepaar, in dessen Hauschronik Nachrichten gehören, die der erwähnten Behauptung völlig zu widersprechen scheinen. Der Mann oder das Mannlein etwas schwächlich und seines Berufs ein Schneidermeister, friedliebender Art, hat die Natur, daß wenn er

Strenges und Zartes, Starkes und Mildes.

in Unwillen oder gar Zorn geräth, seine Stimme anfängt merklich schwächer zu werden; je mehr ihm widersprochen wird, desto mehr nimmt sie ab und wenn er am stärksten erzürnt ist, geht sie ihm ganz aus, so daß seine Worte nicht mehr gehört werden können, wenn er gleich Mund und Lippen bewegt und sich anstrengt; bei seinem Weib ist's gerade umgekehrt; je zorniger sie wird, desto lauter wird die Stimme und desto kreischender; ja, wenn sie beim Widerspruch die Fäuste zu machen anfängt, läßt sie Töne aus, die dem Noth- und Stoßgeschrei einer gestochenen Sau ganz ähnlich sind, so daß Jemand, der bei solchen Momenten vor ihrem Häuschen vorbeiginge, meinen könnte, sie hätten d'rinnen eine Metzg.

Schon einmal war der Ehgemahl klagend vor dem Chorgericht aufgetreten und hatte Abhülfe gesucht, denn er sei vor der Frau nicht mehr seines Lebens sicher, sie habe gar in ihrem schrecklichen Zorn gegen ihn, einmal nach dem Beil gegriffen, während er ihr doch nur mit der Nadel gedräut habe. Als dieser „Drack", wie er sie nannte, vor das Gericht citirt wurde, stand sie unter der Stubenthüre still, stemmte die Hände auf die Hüften und redete, ohne zu grüßen, die versammelten Chorrichter bloß mit den zwei Wörtlein an: „U de?" Als ihr ihre Unverschämtheit vorgehalten wurde, ward sie schon zornig und der Ton ihrer Stimme ward gleich demjenigen einer Mixturpfeiffe.

Ungeachtet des ihr ertheilten ernsten Zuspruchs und obgleich sie Besserung versprochen hatte, ereignete sich dennoch bald nachher folgender Vorfall. Das Mannlein saß, mit kreuzweise unterschlagenen Beinen, auf dem Tisch und nähte an einem Hochzeitskleide, während zwischen ihm und seiner Ehehälfte wieder, wie früher oftmals, ein Zank entstand, bei dem seine Stimme immer leiser, die ihrige immer kreischender wurde, bis die Frau ihm, da ihm die Stimme bereits ausgegangen war, die geballte Faust so nahe unter die Nase hielt und nicht davon weg wich, daß ihm das Athemziehen erschwert wurde; wie hätte er, unter derlei Umständen, weiter nähen können? Er stieg vom Tisch herunter und da sie meinte, er beabsichtige einen förmlichen Angriff mit dem Ellstecken gegen sie, faßte sie ihn behend an und schleuderte ihn gegen das Ehebett zu, bei dem er niederfiel. — In der Angst, sie möchte ihn nun noch auf's jämmerlichste durchwalken, kroch er unter das Bett, wo er sich im hintersten Winkel zusammenhielt, ohne einen armen Laut von sich geben zu können. Nun traf es sich, daß gerade an selbigem Morgen der Pfarrer im Dörflein die Hausbesuchungen machte und während der Schneider noch unterm Bett war, auf desselben Wohnung zu kam. Mit Entsetzen erblickte ihn das tobende Weib und erinnerte sich gleich der kräftigen Ermahnung, die sie von ihm vor dem Chorgericht vernommen hatte. „Jetzt muß noch gar Der daher kommen" — sprach sie und forderte ihr Mannlein dringend auf, Ehrenthalber unter'm Bett hervor zu kommen — der Pfarrer sei da. Allein antworten konnte der Schneider nicht und hervorkommen wollte er nicht. Sie bat ihn nun so zärtlich sie konnte und versprach, sie wolle sich in Zukunft gewiß ändern und bessern; jetzt nahm der Schneider alle seine Stimmkraft zusammen und antwortete in halblauten Tönen: „I chume nit füre, du sottst jetz o einist wüße, wer Meister ist!" — Indem er wieder in seinen Winkel zurückkroch, öffnete sich die

Thüre und der Pfarrer, dessen Anklopfen an der Haus- und Stubenthüre drinnen überhört worden war, trat ein in die Stube, die so voll von aufgewühltem Staub war, daß es schien, als sei darin das Oberst zu unterst gekehrt worden.

Die Bestürtzung und Wallung, in der sich das Weib befand, ließen den Prediger vermuthen, es hätte da wieder ein Zwist stattgefunden; er befragte deßhalb die Frau und während dieselbe sich entschuldigend Ausflüchte suchte, kreischte das Schneiderlein unter dem Bett hervor: „Das ist nit wahr!“ —

Nachdem der geplagte Ehemann wieder aus seinem Hinterhalt zum Vorschein gekommen war, hielt der Pfarrer den Entzweiten die Größe ihrer gegenseitigen Versündigung vor und wie all ihr Arbeiten und Schaffen nutzlos sei, so lang sie keinen Frieden hätten, ermahnte sie ernstlich, von nun an ihr Tagewerk im Gebet zu Gott anzufangen, Dem sie am Tage ihrer Verehelichung feierlich versprochen hätten, im Frieden mit einander zu leben, und daß Eines des Andern Mängel und Schwachheiten, um des Herrn willen, ertragen wolle mit liebreicher Geduld und daß sie in christlicher Frömmigkeit zusammen leben wollen, bis das Band ihrer Ehe durch den Tod aufgelöst werden würde. Sie reichten sich nun mit Thränen die Hand der Versöhnung und der Zuspruch des Pfarrers hatte mehr bewirkt als derjenige des Chorgerichts, denn von jetzt an lebten diese Leute im Frieden mit einander und es konnte, freilich nach bedenklichen Vorgängen, endlich auch mit ihnen möglich werden, was die Verse am Anfang dieser Ehestandsgeschichte bezeugen.

Ueber die allerälteste Spur des Berner-Kalenders.

Dieselbe ist in längst vergangenen Zeiten aufzusuchen, obgleich wir, sie zu finden, nicht bis zum St. Beat zurückgehen müssen. Wenn man jedoch über den Ursprung einer Einrichtung, die heut zu Tag noch bei uns besteht, Red' und Antwort geben und ihr ein vierhundertjähriges Alter nachweisen kann, so ist das wohl der Beachtung werth. Die allerfrühesten Kalenderanzeigen beim Bernervolk hat der Hinkende Bote in Nachrichten über einen seiner Amtsvorfahren gefunden, der im Jahr 1487 gelebt hat und mit Kalendermachern anderer Länder der Christenheit, namentlich mit denen von Straßburg und Nürnberg in Verbindung stand. Ihre Nachrichten über den Planetenlauf kamen zur selben Zeit in gar kleinen Büchlein unters Volk und fanden so große Aufmerksamkeit, daß sogar die Obrigkeit von Bern, am Freitag nach Valentini 1487, deßhalb eine Proklamation erließ, worin sie, „damit Gott der Allmächtig die widerwärtige Natur der Planeten durch seine göttliche Beistehung leicht abwenden möge,“ alle ihre Lieben und Getreuen einlud, sich „mit Vorabwerfen aller Missethat auf Mittwoch nach dem Sonntag Reminiscere nächkünftig, in den Pfarrkirchen zu versammeln, ein Gesang und Amt von der heiligen Dreifaltigkeit und demnach einen andächtigen Krüzgang um die Kilchen mit der gesungenen Litanei gehen zu lassen und daß jeder unter söligem Amt, im Namen der fünf Minnezeichen unsers lieben Herrn fünf Paternoster und fünf Ave Maria mit andächtigen reuwigen Herzen spreche.“

Nach der Sitte der Zeit hatten Fürsten

an ihren Höfen und einzelne Städte ihre besoldeten Astrologen oder Sterndeuter und noch im siebenzehnten Jahrhundert nahmen sogar Heerführer, wie Wallenstein im dreißigjährigen Kriege, Astrologen mit in ihre Feldzüge. Um dieselbe Zeit lebte auch unser Amtsvorfahr Jakob Rosius zu Biel, wohin er aus Deutschland eingewandert war; er gehörte dem geistlichen Stande an, trieb aber bis an sein Lebensende fast ausschließlich Mathematik und Astronomie. Seinen ersten Kalender gab er im Jahr 1626 heraus und bekam durch seine Prophezeihungen bald einen großen Ruf. Für die Zueignung des Kalenders an die Regierung bekam er von ihr 6 Kronen. Anno 1626 ertheilten ihm die Bieler das Burgerrecht; er starb als ein weit und breit bekannter Gelehrter. Noch soll ein kleines Haus an der Klostergasse seinen Namen führen. — Zum dankbaren Angedenken an den gelehrten Herrn Jakob Rosius wurde sein treues Bildniß bis auf den heutigen Tag in unserm Kalender aufbewahrt und wird dieser Kalender noch heute im gewöhnlichen Leben nach seinem Stifter der „Rosius“ genannt. (Siehe dieses schöne Bildniß oben gegenüber dem Botengruß).

Ein andermal noch Mehreres über den Kalender.

Wie das Geldzählen fatale Folgen haben kann.

„Ich muß nun einmal aus der Kühweid heraus und die große Welt sehen; hier im Dorf halt' ichs nicht mehr aus,“ sprach eines reichen und daher gewichtigen Dorfmagnaten einbildischer Sohn, der von einem heimgekehrten invaliden Soldaten, welcher weiland unter der königlichen Garde zu Paris gedient, einige Monate lang, ohne Lehrbuch, mündlichen Unterricht im Französischen genommen hatte. Ich will und muß die Weltstadt Paris sehen, wer die nicht gesehen hat, hat Nichts gesehen — meinte der Junge; dort herrscht, was man nennt Bildung und feine Lebensart. Sein eitler Vater ließ sich überreden, die weite Reise per Post zu bezahlen und schmeichelte sich zum voraus, das Söhnlein würde, nach einigen Monaten Aufenthaltes zu Paris, als ein sehr gebildetes, feines Herrchen zurückkehren, im Fundament französisch gelernt haben und heimgekommen im ganzen Amtsbezirk bedeutendes Aufsehen erregen. Der ausgediente Veteran gab ihm willig die Adresse an einen Pariser Kaffeewirth, bei dem er logiren könne und unter andern Ermahnungen, wie er sich in der Fremde benehmen solle, schärfte er ihm auch diese ein, nie vor unbekannten Leuten Geld zu zählen. Die Reise fand statt und dem Jungen verging fast Hören und Sehen, als er in das Pariser Weltgetümmel kam. Gleich am ersten Nachmittag, den er dort zugebracht, erfuhr er jedoch eine herbe Lektion. — Nachdem er eine Weile die Straßen durchwandert hatte, lud ihn der Aushängeschild eines Speisewirths, dessen Eßsaal an der Straße, zu ebener Erde war, ein, daselbst einzukehren. Der Saal war leer, der Junge setzte sich, den starken, schwarzen und hohen Filzhut auf dem Kopfe behaltend, an ein Tischchen hin und befahl, daß Wein, Käs und Brod hergebracht werde. Als er nun ganz allein im Zimmer auf das Bestellte wartete, zog er seinen Beutel vor langer Weile aus der Tasche, und fing an, das Geld zu zählen. Indem er damit, ohne auf etwas Anderes zu achten, beschäftigt war, trat, mit dem

Aussehen eines wohlgekleideten Herrn, ein Gauner in den Speisesaal, und mit dem Anschein, als wolle er sich auch an einem Tischlein niedersetzen, gab er, als er neben dem Geldzähler vorbeigehen zu wollen schien, demselben, mit der flachen Hand, einen so starken Schlag oben auf den Hut, daß dieser rings um den Kopf herunterschoß und, anstatt auf dem Kopfe, auf den Achseln auf- und fest saß. Im gleichen Moment riß der Schelm ihm Geld und Beutel aus den Händen und entfernte sich schleunigst, ohne eine Spur zurück zu lassen. Vergebens suchte der Erschrockene mit den Händen den hernieder geschlagenen Hut, der dem Kopf, bis übers Kinn herunter, so fest ansaß, als wär dieser zur Hutform geworden, ab- und weg zu heben. Keine Möglichkeit! — Nach einigen Minuten kommt der Kaffeewirth mit Speise und Trank zurück und findet den verkappten Gast in Stöhnen und kläglichen Seufzern. Nur mit der allergrößten Mühe gelang es ihm endlich, den steifen Filzhut wegzuheben, bei welcher Operation Nase und Wangen merklich gelitten hatten und fast geschunden worden waren.

Aus dieser Begebenheit sind verschiedene Nutzanwendungen herzuleiten:

1. Es ist, namentlich für Leute, die auf Bildung und feine Lebensart Anspruch machen, anständig, den Hut, oder wie sie zu Paris sagen, den Deckel vom Kopf abzunehmen, wenn sie in ein Zimmer treten.

2. Geldzählen vor wildfremden und unbekannten Leuten ist möglichst zu vermeiden; am allermeisten, wenn man auf Reisen ist.

3. Für junge unerfahrne Leute ist's am gefährlichsten sich ins wildbewegte Weltleben und am allergefährlichsten, sich in dasjenige großer Städte zu werfen.

4. Es wäre dem einbildischen Jungen des reichen Dorfmagnaten in jeder Hinsicht nützlicher gewesen, daheim in der sogenannten Kühweid zu bleiben und da ein arbeitsamer, rechtschaffener Mann zu werden, als sich in schnödem Müßigang bestehlen lassen zu müssen.

Das zerbrochene Bein.

Der Bote kennt ein Dorf, wo man die großen Baurenhäuser vor den großen Misthäufen fast nicht sieht, was, wie bekannt, ein sehr gutes Zeichen für die Besitzer jener Häuser ist. In einem derselben lebte ein schmuckes Töchterlein und das hatte das Unglück an einem schönen Sommertag das Bein zu brechen. Die Mutter gerieth in große Angst; der Arzt wohnte mehr als eine Stunde weit vom Dorf und Knechte und Mägde waren auf dem Feld. Endlich kam ein Knecht nach Haus, dem befahl die besorgte Bäurin, sogleich das Wägeli anzuspannen und den Doktor zu holen.

Als eben der gehorsame Dienstbote abfahren wollte, trat der Bauer herzu, fragte verwundert, was es gebe, daß man so mitten im Tag spazieren fahren wolle? „Bäbeli hat das Bein gebrochen, antwortete der Knecht, ungeduldig die Geisel schwingend, und die Meisterfrau hat mir befohlen, den Doktor zu holen.“ „Ho, ho, sprach der Bauer, das geht nicht so, spann aus, und thue die Mähre wieder in den Stall, es macht zu heiß, sie könnte in Schweiß kommen; du aber Hans, chast z'Fueß laufen, aber spring, was d'magst, daß z'rechter Zyt wieder hei sygist.“

Für d's Roß ischs schad, du hesch es g'kauft
Für füfezwänzg Dublone;

Drum schick der Chnecht, es thut ihm's sauft,
Der Choli mueß me schone!

Wo hesch dys Herz, o ryche Ma?
Für was g'sehst du dys Chnechtli a?
„My Chnecht isch nume Lumpepack,
„Mys Herz isch im Dublonesack!"

O ryche Ma, o arme Ma,
Wi wird's der ächter einisch ga,
Wenn du am Grab der Chnochema
G'sehst unbarmherzig vor der sta?

Wie Einer der Nydeckbrücken-Einweihung beigewohnt hatte, während sein Sarg gemacht worden ist.

Im Jahre 1844 hatte Jemand den sonderbaren Einfall, sich bei Leibesleben den Todtenbaum anfertigen zu lassen. Nun traf es sich, daß gerade auf den Einweihungstag der Nydeckbrücke, der Schreiner den gemachten Sarg vor der Werkstätte an offener Straße schwarz anstrich, während ringsum, was Händ und Füße hatte, sich zur Brücke begab, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Der Kanonendonner erscholl weit hin, das Glockengeläute ertönte feierlich und mit klingendem Spiel bewegte sich der Festzug stadtabwärts, selber die Hausdächer in den Umgebungen der Nydeckkirche waren mit neugierigen Zuschauern besetzt. Da traf sich's, daß ein Bekannter des Tischmachers, während dieser eben den Sarg bemalte, vorbei kam und zu demselben sprach: „Derjenige für den Ihr diesen Todtenbaum gemacht habt, weiß auch nichts von dem großen Spektakel, zu dem jetzt Alles hinläuft." — Wohl freilich, erwiderte der Schreiner, der weiß davon, denn er ist so eben schnellen Schrittes auch hier vorbeigegangen und steht bei der Nydeckbrücke, er hätte sich diese Freude um Alles in der Welt nicht nehmen lassen. — Was saget Ihr, erwiderte der Verwunderte, der, für den Ihr den Sarg anstreicht, steht auch droben bei'r Brücke und sieht zu? — Nun erfolgte die Erklärung zur Lösung des Räthsels: Der Sarg war für einen Lebendigen gemacht. Noch merkwürdiger aber ist der Umstand, daß derjenige, welcher ihn ganz für die Größe seiner Leibesgestalt hatte verfertigen lassen, in seine Wohnung nahm anprobirte und gut befunden hatte, nicht lange nachher gestorben und dennoch nicht in demselben beerdigt worden ist, — denn er ertrank in der Aare und ist nicht wieder gefunden worden.

Es zeugt nicht von flüchtiger, eitler Gesinnung, wenn der Mensch mit deutlichem Bewußtsein sich selbst Veranlassung giebt, öfter, als es sonst geschähe, an den Tod erinnert zu werden; allein eben so gewiß ist es, daß die äußerlichen selbstgewählten Errinnerungsgegenstände in den Augen dessen, der sie täglich sieht, allmählig viel von ihrer Bedeutsamkeit verlieren. In manchen Klöstern ist der Gang übers Grab tägliche Ordenspflicht von langem her gewesen, es giebt Mönche und Laien, die zur Erinnerung ans Sterben Todtenschädel in ihren Zellen und Zimmern haben. Lasse man doch, was den Todten gehört, bei den Todten und lerne die rechte Sterbekunst ohne mönchische Ceremonien. Der großmächtige Kaiser Carl V. in dessen Reich die Sonne nicht unterging, weil er über Länder herrschte, die sowohl auf der einen als auf der andern Halbkugel der Erde waren, hatte sich auch bei Lebzeiten den Sarg machen lassen, legte sich, so lang er war, darein, ließ über sich ein Todtenamt und Grablitanei halten und erkältete sich bei der

sonderbaren Festlichkeit so, daß er bald nachher gestorben ist. Er wurde in dem für ihn bei Leibesleben gemachten Sarge wirklich begraben.

Uebel aufgenommene Nachfrage.

Ein spekulativer Kopf dachte lange darüber nach, wie er eine neue Schuhwixe erfinden und damit schwer Geld verdienen könnte; endlich glaubte er das Recept ausgedacht zu haben, lief in eine Apotheke und forderte daselbst für einen halben Batzen Kienrueß. Geht zum Kaminfeger, entgegnete zornig der Provisor, wir verkaufen nur Arzneimittel. —

Nix für ungut, sprach verblüfft der Spekulant und fragte noch, wo etwa in der Nähe ein Kaminfeger wohne?

Brodloser Kunst gieb' dich nicht hin,
In rechtem Handwerk ist
Viel größerer Gewinn.

Ein Bäuerlein klopfte an einem Markttage bei einem Modenwaarenladen an und fragte ob man hier ächten spanischen Pfeffer haben könnte „gegen d'Fleugi."

Abermal Mißverständnisse.

Von einem Landarzt wurde zur Stärkung einer hochbetagten Bäuerin ein Gütterlein Medicin, welches in einem mit Sagmehl angefüllten Drucklein wohl verpackt war, der Post übergeben — dabei lag auch ein Zeddelein, worauf die Worte standen: „Von dem Inliegenden alle 2 Stunden wohlgerüttelt einen Eßlöffel voll einzunehmen." Die Magd, welche die Kranke besorgte, leerte das Sagmehl in ein besonders Paket aus und schickte sich sogleich an, aus dem Gütterlein in einen Löffel zu gießen, um nach Vorschrift zu Werke zu gehen. Weil es jedoch ausdrücklich hieß: „Wohlgerüttelt einzunehmen," so faßte sie die Kranke an beiden Achseln und fing an, stark an ihr zu rütteln — hierauf gab sie ihr zuerst einen Löffel voll Sagmehl, das müsse auch eingenommen werden und erst darauf das Nasse. — Glücklicher Weise kam Tags darauf der Arzt selber zu ihr. Auf seine Frage, welche Wirkung die Arznei gehabt hätte, antwortete die Leidende: das Rütteln habe ihr jedesmal neues Fieber gemacht und von dem Trockenen habe sie nur mit der allergrößten Mühe hinunterbringen können, hingegen was im Gütterlein gewesen sei, habe, so viel sie glaube, nicht übel gewirkt.

Bei'm Doktern ist nicht selten Mißverstand,
Bei'm Kranken wie bei'm Arzt auch hie zu Land.

Merkwürdige Vergeßlichkeit.

Daß Jemand aus Zerstreuung oder bei überhäuften Geschäften Etwas, das er zu thun sich vorgesetzt hat, vergessen könne, ist begreiflich; aber daß ein sonst vernünftiger Mensch, dem's nicht an natürlichen Verstandesgaben mangelt, seinen eigenen Namen vergessen könne, scheint unglaublich zu sein und ist dennoch zu Bern geschehen. — An einem Sonntagsmorgen begab sich ein Bürger nach der Post, um zu sehen, ob Briefe für ihn angekommen seien, die er mit großer Sehnsucht erwartet hatte; kaum 30 Schritte vom Postbüreau entfernt, steht er plötzlich stille, stutzt, reibt sich die Stirne und wird todtenblaß, denn er hatte seinen Namen

total vergessen. Was anfangen? Wie will er seiner Adresse nachfragen? Er faßt sich am Kinn an, greift in die Taschen, ob etwa darin noch ein alter Brief stecke — vergebens! Er stampft mit dem Fuß auf den Boden und will eilends heimkehren, zu Hause wieder seinen Namen zu vernehmen. In diesem Moment kömmt einer seiner Bekannten daher und grüßt ihn bei seinem Namen. Richtig! ruft er aus, der bin ich, läuft sogleich nach der Post zurück und nimmt seine Briefe in Empfang.

Des Lebens Eitelkeit gieb dem Vergessen hin. —
Nur Eins ist noth! das b'halte in dem Sinn.

Zürichs Beitritt zum Bunde der Eidgenossen im Jahre 1351.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Der Bote will nicht unterlassen, seinen Lesern eine wichtige Begebenheit zu erzählen, die sich gerade vor 500 Jahren zugetragen hat und für die ganze Eidgenossenschaft bis auf den heutigen Tag von den bedeutendsten Folgen gewesen ist.

Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren die öffentlichen Einrichtungen Zürichs denen der übrigen freien Reichsstädte im allgemeinen ganz ähnlich. Das Regiment wurde vom Rathe geübt, der aus Rittern und regimentsfähigen Bürgern bestand. Eine zahlreiche und achtungswerthe Klasse der Bürgergemeinde, diejenige der Handwerker, war von aller Theilnahme an den Regierungs- und Verwaltungsgeschäften ausgeschlossen. Es wurde ihnen auch keine Rechenschaft darüber abgelegt. Als aber der Handel je mehr und mehr zu blühen anfieng, der Reichthum wuchs, feinere Stoffe ins Land kamen, welche künstlichere Arbeit erforderten, da mehrte sich die Bedeutung und der Wohlstand der Handwerker, die sich durch ihre Kunstwerke auszeichneten, zudem alle Lasten des Krieges und Friedens mittrugen und zur Behauptung der Unabhängigkeit der Stadt in manchem Kampfe mitwirkten. Bei dem fortwährenden Aufblühen des Handwerkerstandes wurde das Unnatürliche jenes Ausschlusses eines ansehnlichen Theiles der Bürger vom Regimente immer allgemeiner und lebhafter gefühlt. Daher entstand in Zürich, wie in vielen andern deutschen Reichsstädten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der feindliche Gegensatz zwischen den regimentsfähigen Geschlechtern oder Constafflern und den Handwerkern. Die Gährung wurde vermehrt durch strenge Verordnungen, welche der Rath gegen Organisationen der Handwerker erließ. Endlich kam die langjährige Bewegung zum Ausbruch, als die Unzufriedenen in dem Patricier, Ritter Rudolf Brun, einem Mitgliede der bisherigen Regierung, ein kluges und entschlossenes Parteihaupt fanden. Am 7. Juni 1336 entstand ein großer Auflauf; eine meistens aus Handwerkern bestehende Gemeinde trat zusammen, ernannte Brun zum Bürgermeister, und traf die Einleitung zu einer neuen Verfassung und Bestellung eines neuen Rathes. Die Mitglieder der frühern Regierung wurden unfähig erklärt, fernerhin Staatsämter zu bekleiden und auf kürzere oder längere Zeit aus der Stadt verwiesen. Nach der neuen Verfassung wurde die gesammte Bürgerschaft in zwei Theile, die Constaffel (die frühern regimentsfähigen Geschlechter) und die dreizehn Zünfte (die Handwerker) eingetheilt. Die Regierung lag in den Händen des Raths, der zur Hälfte aus den Constafflern zur Hälfte aus den Zünften gewählt wurde. Nun aber begann ein langjähriger blutiger Kampf mit den Anhängern der gestürzten Partei. Brun stand als Bürgermeister an der Spitze des zürcherischen Regiments mit lebenslänglicher Gewalt und außerordentlicher Vollmacht ausgerüstet, die aber später für ihn zur Klippe der Versuchung wurde und ihn zum Misbrauche des Vertrauens der Bürgerschaft verleitete. Ihn verfolgte indessen der tödtliche Haß der vertriebenen Räthe, welche bei dem nahen östreichisch gesinnten Adel, besonders bei dem Grafen von Rapperswyl freundliche Aufnahme fanden. Ungeachtet eingetretener Vermittlung, in deren Folge mehrern

Zürichs Beitritt zum Bunde der Eidgenossen im Jahre 1351.

Verwiesenen ein Theil der Strafe erlassen wurde, dauerten die Umtriebe fort, und endlich entwarfen die Verschwornen, den Grafen von Rapperswyl an der Spitze, uneingedenk der gegebenen Versicherungen, den Plan der sogenannten Mordnacht, in welcher Brun und seine Freunde in ihren Wohnungen überfallen und niedergemacht werden sollten. Durch die Tapferkeit der Bürger, hauptsächlich der wachsamen Mezgerzunft, wurde jedoch der Plan vereitelt. Der heftige Kampf in den Straßen der Stadt in der Nacht vom 23. Hornung 1350 endete mit dem Siege der Bürger. Grausame Strafe traf die Verschwornen. Insbesondere aber steigerte eine Gewaltthat der Zürcher, die Zerstörung der Stadt Rapperswyl, wo die Verschwornen ihr Hauptquartier gehabt hatten, die Erbitterung des Adels gegen die Bürger der Stadt. Sollen, hieß es, von diesen Gerbern, Webern, Fleischern auch unsere Schlösser noch zerstört werden? So drohte denn der Stadt immer größere Gefahr. Zürich, also bedrängt sah sich nach Hülfe um. Ohnehin von allen Seiten von östreichischem Besitz umgeben, konnte die kräftige Bürgerschaft an ein Bündniß mit Oesterreich nicht denken, wenn nicht das schöne Zürich zuletzt eine herzogliche Stadt werden sollte. Darum wendeten die Zürcher mit Recht ihr Auge lieber zu dem kräftigen biedern Volksstamme der Waldstätte, die sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auf ewig verbündet hatten und den Uebergriffen habsburgischer Vergrößerungssucht schon oft mit Erfolg entgegen getreten waren. Brun sandte daher seine Boten an die Waldstädte, um die Aufnahme der Stadt in ihren Bund zu bewirken. Erfreut über diesen kräftigen Zuwachs entsprachen die Waldstätte dem Wunsche. Unter solchen Umständen geschah Zürichs Beitritt zur Eidgenossenschaft im Jahre 1351. Am ersten Tage des Maimonats wurde der Bundesbrief ausgestellt und beschworen. (Siehe die Abbildung). In den zwei folgenden Jahren traten noch Zug, Glarus und Bern dem Bunde bei und bildeten fortan mit Zürich und den vier Waldstätten den Bund der acht alten Orte.

Wie folgenreich dieses Ereigniß sowohl für das aufblühende Zürich als für dnn Bestand der Eidgenossenschaft gewesen ist, liegt klar am Tage. Von nun an trat die Eidgenossenschaft aus ihren beschränktern Verhältnissen heraus zu einer bedeutendern Zukunft. Zürichs Beitritt entschied die künftigen Geschicke der Schweiz. Zwar trennte seither mehrmals blutiger Streit die Bundesgenossen. Immer aber erwachte nach bestandenem Kampfe die alte Bruderliebe, welche die Eidgenossen bereits seit mehr als 500 Jahren zusammengehalten und ihren vereinten, in mancher gemeinsamen Gefahr bewährten Kraft viele glänzende Siege verliehen hat.

Daher war es ganz am Orte, daß Zürich auf den 1. Mai 1851 zum Andenken an seinen Beitritt zur Eidgenossenschaft die fünfhundertjährige Jubelfeier auf großartige und glänzende Weise begieng. Um sechs Uhr Morgens wurde der Festtag mit zweiundzwanzig Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken begrüßt. Um neun Uhr setzte sich der Festzug, die Abgeordneten der Bundesbehörden begleitet von den Mitgliedern der Regierung, der Große Rath und die übrigen Kantonalbehörden, das zahlreiche und schöne Offizierscorps, die Professoren und Lehrer, der Stadtrath von Zürich, die Festkommission, ungefähr 1500 Sänger mit ihren Fahnen, vom Rathhause aus in Bewegung, um durch die Spaliere des Militärs, durch die Reihen einer unabsehbaren Volksmenge und durch die mit Teppichen, Guirlanden und Fahnen geschmückten Straßen auf den Festplatz zu ziehen, an dessen Eingang ein mit alten Waffen reich und geschmakvoll verzierter Triumphbogen errichtet war. Eine sehr große amphitheatralisch erbaute Tribüne nahm den ganzen Festzug auf. Auf dem Festplatze vor demselben harrte bereits eine Masse von nahe an 20000 Zuschauern. Nach Absingung des mit Blechmusik begleiteten Liedes „Rufst du, mein Vaterland“ hielten der Regierungspräsident, der Abgeordnete des Bundesrathes und derjenige des Kantons Luzern ihre Festreden. Der Gesang des Liedes „Stehe fest, o Vaterland“ beendigte die Feier auf dem Festplatze. Nun vereinigte die in gothischem Style erbaute Festhütte, welche mit Freskogemälden von Vogel und Oeri, den Bundesschwur von 1351 und die Heimkehr aus der Schlacht von Tättwyl darstellend, ge-

schmückt war, 2860 Festgenossen zum gemeinsamen Male.

Nachmittags drei Uhr begann sodann der costümirte Festzug die Straßen der Stadt zu durchziehen. Dieser Zug, in welchem ungefähr 800 costümirte Personen und über 200 Pferde zu sehen waren, überstieg an Pracht wohl alles Aehnliche, was die Schweiz seit langem in dieser Art gesehen hat. Die einzelnen Gruppen, deren Kleidung und Bewaffung mit historischer Treue vorgeschrieben und ausgeführt waren, bezeichneten die wichtigsten Momente aus der Zürcherischen und mehrere bedeutungsvolle Ereignisse aus der allgemeinen Schweizergeschichte. An der Spitze sah man mit stattlichem Gefolge den Reichsherold und den Reichsbannerträger mit dem doppelten Adler, dann die Banner der fünf Orte; ferner den Bürgermeister Brun mit den Boten der Waldstätte, die Fahnen und Repräsentanten der Zünfte. Sehr gelungen waren die Darstellungen kriegerischer Scenen, die Heimkehr aus der Schlacht bei Tättwyl, dabei ein Triumphwagen mit Helmen, Wappenschildern und Schwertern; ferner der Auszug der Eidgenossen zur Schlacht bei Sempach (1386) mit Winkelried und Gundoldingen; dann die Rückkehr eines Gewalthaufens aus dem Burgunderkrieg (1477), in dessen Mitte der Bürgermeister Hans Waldmann gefolgt von einer Masse Fußvolks und alterthümlichem Geschütze. Daran reihten sich die Helden des Schwabenkrieges (1499). Ferner erblickte man den Auszug zur Schlacht bei Marignano (1515), der sich durch prächtige Rüstungen und herrlichen Farbenschmuck auszeichnete. Bei diesem Zuge befand sich der Cardinal Schinner, Bischof zu Sitten, auf einem Maulthiere reitend, und Zwingli, als Feldprediger, zu Pferde. Diese ernsten Kriegsscenen waren auch durch mannigfache friedliche Darstellungen unterbrochen, wie die große Baubütte in Zürich um 1400, den Obermeister der Kunst unter einem reichen Baldachin, dann wieder das tolle Treiben der sogenannten „Böcke", wie sie 1444 heimkehrten von einem Streifzuge gegen feindliche Nachbarn, ferner das Freischießen in Zürich (1504) mit seinem Zechgelage und Würfelspiel. Den Schluß bildete die Heimkehr des Bürgermeisters Heinrich Escher aus Paris, ums Jahr 1688 — ein im reichsten Costüm glänzender Zug von ungefähr 60 Reitern. — Diesrr costümirte Zug wurde leider durch öftere Regengüsse gestört und endlich aufgelöst, jedoch am 10. Mai nochmals, und jetzt bei dem prächtigsten Wetter und in vollem Glanze abgehalten. Eine sehr geschmackvolle Beleuchtung des Rathhauses und Illumination einzelner Privatgebäude schloß die Festlichkeit des Tages. Das Losbrennen eines kostbaren Feuerwerkes so wie die Beleuchtung der Seeufer und umliegenden Bergspitzen mußte der ungünstigen Witterung wegen ebenfalls auf einen spätern Tag verschoben werden. — Am 3. Mai zogen die Schützen der vier Waldstätte mit ihren Fahnen und begleitet von den Zürcherschützen auf den Schießplatz, wo das Jubelschießen eröffnet wurde, welches acht Tage dauerte und zu allgemeiner Befriedigung ablief. Noch verdient die schöne Anordnung erwähnt zu werden, welche Sonntag den 4. Mai im ganzen Kanton die Erinnerungsfeier auch durch die Schuljugend festlich begehen ließ. — So hat denn Zürich am 1. Mai 1851 eines der glänzendsten und bedeutungsvollsten vaterländischen Feste gefeiert.

Sprüchwörter.

Der Liebe Mund
Küßt auch den Hund.

Die Liebe macht blind, das ist gewiß wahr; sonst hätte der hübsche und überall beliebte Corporal nicht das übelberüchtigte Schlampen-Aenni zur Frau genommen. Das hat ihm's aber angethan. Er hat's zwar Anfangs nicht leiden können; aber Aenni wußte so fein zu schmeicheln und so süß zu flattieren, daß es dem jungen Burschen endlich in's Herz ging. Und wie das listige Meitli dieß merkte, so stellte es sich ihm mitten im Walde, als er eben in's Holz wollte in den Weg. Da konnte er nicht vorbei. Er grüßte,

blieb stehen und küßte die listige Hexe. Da war's um ihn geschehen. Es gab ein Paar. Und jetzt leben sie wie Hund und Katz, und bellen und schneuzen gegen einander, daß Gott erbarm. Und der junge Ehemann seufzt oft:

Hätt' ich doch zuvor bedacht,
Was ich in böser Stund gemacht,
So wär ich frei, so wär ich frank
Und nicht elend mein Leben lang.

Der saure Wein.

Es liegt ein altes Städtchen
Am Fluß', doch nicht am Rhein.
Zwar giebts da wohl auch Reben,
Doch gar zu sauren Wein.
Einmal, vor alten Zeiten,
War Krieg im ganzen Land;
Das Städtlein hart belagert;
Doch ward die Noth gewandt
Durch ihren Burgermeister
Und seinen weisen Rath.
Er rettete das Städtchen
Durch eine kühne That.
Er, an des Rathes Spitze,
Zog aus dem Thore frisch,
Und bracht' des Städtleins Schlüssel
Ins Lager, wo am Tisch
Der Feldherr ihrer Feinde
Beim frohen Mahle saß.
Und um des Friedes willen,
Bringt er den Goldpokal,
Läßt ihn mit Stadtwein füllen,
Und bringts dem Fürsten schön.
Als der den Wein gekostet,
Verzog er das Gesicht
Gar jämmerlich, und fluchte:
„Den Schimpf vergeß ich nicht!
„Mir solch Gesöf zu bieten,
„Kaum für die Hunde gut!
„Den Frevel sollt ihr büßen
„Mit euerem eignen Blut.
„Trinkt Einer nicht zur Stelle
„Den ganzen Becher aus,
„So laß ich alle hängen
„Und brenn das Nest euch aus."
Den Rathsherrn fuhr der Schrecken
Huh! Huh! durch Mark und Bein.
Sie griffen an die Kehle,
Als schnitt' der Strick schon ein.
Da denkt der Burgermeister
Gar eine große That.
Das Städtlein will er retten.
Zum Fürsten er da trat;
Mit fester Hand den Becher
Führt er sogleich zum Mund,
Und trinkt ihn aus zum Tropfen
Im Sturz, zur selben Stund.
Da staunt der grimme Krieger
Ob solcher großen That,
Und spricht: „Des Mannes Opfer
„Euch all gerettet hat."

Selbstverschuldeter Spott.

Einmal fuhr ein reicher Bauernjunge in der Post nach Bern, fragte darin seine Reisegefährten so albernes Zeug und äußerte sich auf eine so tölpelhafte Weise, daß er der Gegenstand der Sticheleien eines Witzlings wurde, der nicht aufhörte, ihn zu necken. Der Junge antwortete, er habe nicht dafür bezahlt, sich in der Postkutsche nur auslachen zu lassen und wenn das Gespött nicht aufhöre, so sage er's dem Condukteur, der sein Vetter sei. Jetzt gings erst noch ärger über ihn los mit Neckereien; endlich rief der Maßleidige durch die kleine Oeffnung zwischen dem Kutschenraum und dem Coupé hinaus: „Johannes! . . . . Johannes! I wott de Ruih ha da inne!" —

Wärest du lieber zu Fuß gewandert, hättest vielleicht unterwegs den Hinkenden Boten angetroffen; der hätte dir ein Geschichtlein erzählen können über das: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“

Der Glaspalast in London.

(Siehe die Abbildung.)

Die Weltausstellung in London mit ihrem zauberhaften Krystallpalaste ist eine so außerordentliche bis jetzt nie erlebte Thatsache, daß der Hinkende Bote seinen Lesern sowohl eine getreue Abbildung dieses Wundergebäudes als auch einen kurzen Abriß über seine Entstehung schuldig zu sein glaubt.

Am Ende des Jahrs 1849 brachte der Kunst-Gewerbe- und Handelsverein in London, dessen Präsident der Prinz Albert, Gemahl der Königin Viktoria von England ist, für das Jahr 1851 eine allgemeine Völkerindustrieausstellung in Vorschlag, in welcher die Erzeugnisse der Kunst, Industrie und des Ackerbaues aller Nationen in London ausgestellt werden sollten. Dieser großartige Gedanke fand sogleich ungemeinen Beifall, und sehr bald wurde auch die Königin für denselben gewonnen, so daß schon am 3. Januar 1850 ein Cabinetsbefehl erschien, welcher eine solche Industrieausstellung für das Jahr 1851 ausschrieb und die Summe von 20000 Pfund Sterl. (oder 500000 neue Schweizerfranken) zu Prämien für die besten ausgestellten Artikel aussetzte. In die Ausstellungskommission wurden zum Präsidenten der Prinz Albert und zu Mitgliedern 23 ausgezeichnete, meistens weltbekannte, Männer erwählt. Die übrigen Geldmittel wurden durch Subscriptionen in der ganzen Monarchie aufgebracht und der Rest sollte aus den Eintrittsgeldern gedeckt werden. Eine Sammlung am Hofe ergab 24000 Pfund Sterl. (600000 neue Schw. Fr.) und in kurzer Zeit waren im ganzen 70000 Pfd. St. (1 Million und 750000 neue Schw. Fr.) beisammen. — Obwohl auch viele Stimmen sich gegen die ungeheure Unternehmung aussprachen, so war doch bald ihr Zustandekommen gesichert.

Der Eröffnungstag wurde auf den 1. Mai 1851 festgesetzt. — Die Ausstellungsgegenstände sollten in vier große Abtheilungen getrennt werden: 1) Rohstoffe und Erzeugnisse, welche bis jetzt Gegenstände der menschlichen Industrie sind, nach den Naturreichen geordnet; 2) Maschinen für Ackerbau, Fabrik- und Manufakturwesen; 3) Erzeugnisse des Fabrik- und Manufakturwesens; 4) Plastische Kunstwerke (d. h. Werke der bildenden Kunst, wie Bildsäulen, Schnitzwerke u. s. w. mit Ausschluß der Malerei). — Von da an wurden in allen civilisirten Ländern und in allen Welttheilen mit der größten Thätigkeit die nöthigen Vorbereitungen zur Beschikung dieser Ausstellung gemacht. — Als Ort an welchem das Ausstellungsgebäude errichtet werden sollte, wurde ein äußerst geeigneter Platz im Hyde-Park bestimmt.

Nächst der Aufbringung der nöthigen Geldmittel und der Ausschreibung des Programms handelte es sich nun um Errichtung des Wundergebäudes, welches alle die Herrlichkeiten aus allen Weltgegenden aufnehmen sollte. Es ergieng eine Aufforderung an alle europäischen Architekten, Entwürfe für das Ausstellungsgebäude zu liefern. In kurzem waren 233 Pläne aus allen Ländern eingereicht, von denen aber keiner genemigt werden konnte. Es wurde vielmehr aus allen eingelangten Arbeiten ein Musterplan zusammengestellt, dessen Ausführung an die Bauunternehmer Munday und Sohn verdungen wurde. Der zu bebauende Raum hatte eine Länge von 2200 Fuß und eine Breite von 450 Fuß, also eine Fläche von fast einer Million Quadratfuß oder 25 Jucharten!!! Das ganze Gebäude sollte aus Backsteinen massiv erbaut werden. — Erst jetzt kam Paxton, der Gartendirektor des Herzogs von Devonshire, durch die vielen Bemerkungen in den öffentlichen Blättern über den neuen Bau veranlaßt, auf den Gedanken etwas Besseres zu liefern. Er machte sich anheischig in neun Tagen einen neuen Plan einzugeben. Man gewährte ihm am 11. Juni 1850 die kurze Frist und bereits am achten Tage hatte er das Unglaubliche geleistet und übereichte dem Comite die Pläne. Dieselben wurden genehmigt, und den

Unternehmern der Ausführung des ersten Planes wurde eine Entschädigung von 12000 Pf. St. (300000 Fr. n. W.) ausbezahlt.

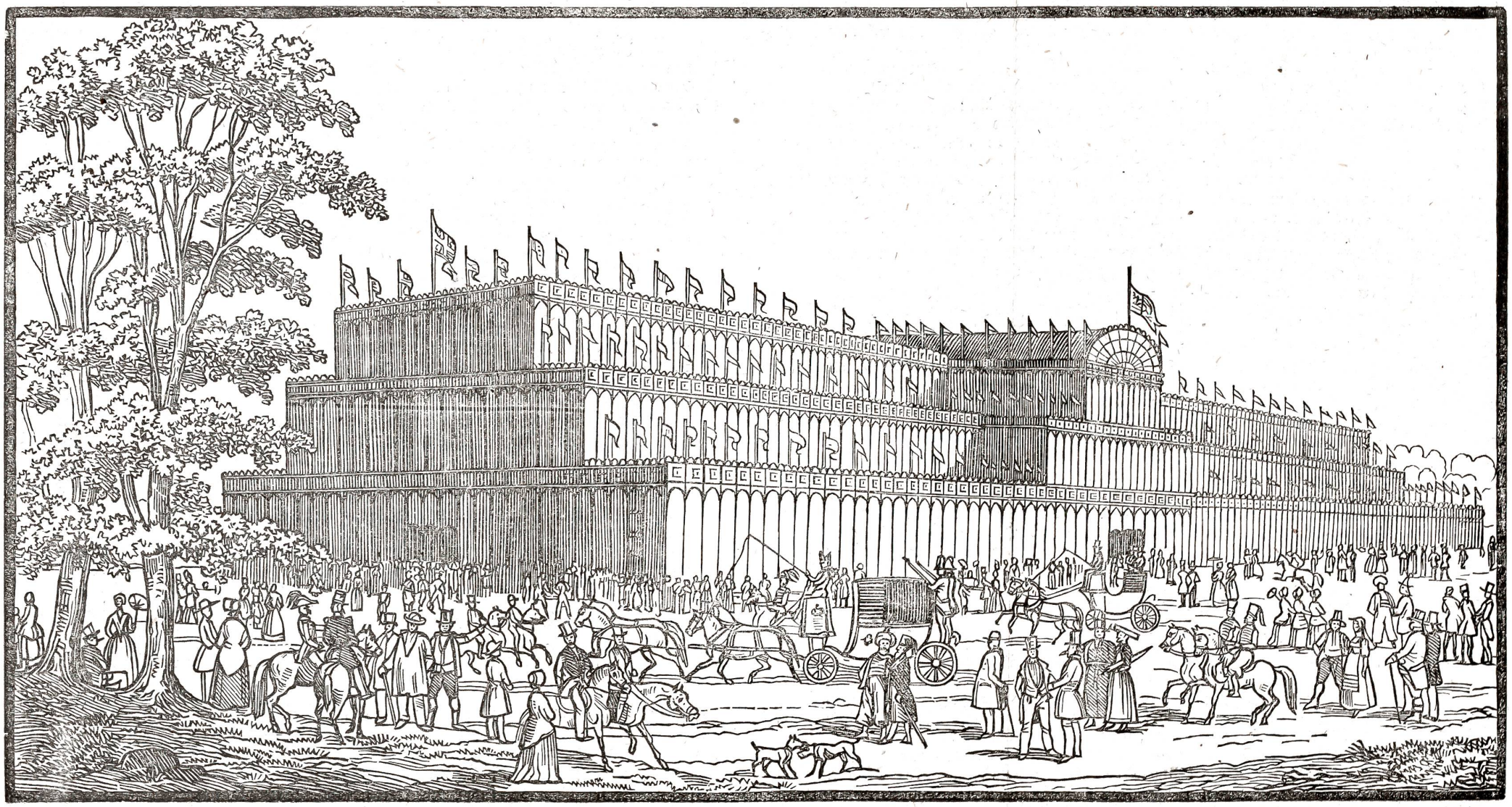
Paxton's Bau sollte nach den Grundsätzen ausgeführt werden, nach welchen er schon mehrere große Treib- und Glashäuser erbaut hatte. Bei seinem ungeheuern Gebäude sollte keine Spur von Steinen, Ziegeln und Mörtel (Pflaster) sondern nur trokenes Baumaterial, nämlich Glas und Eisen zur Anwendung kommen. Eine andere Merkwürdigkeit dieses Wundergebäudes ist die, daß die großen Bäume, welche den Bauplatz schmüken, sämmtlich in das Gebäude selbst aufgenommen wurden; die einen wurden in Erfrischungshöfe eingeschlossen, und für die andern wurde der Querbau errichtet, unter dessen halbrundem Dache auch die größten noch Platz haben, so daß kein einziger umgehauen werden mußte. Ganz besondere Aufmerksamkeit mußte bei der Menge der Besucher des Gebäudes auf die Lüftung verwendet werden, und in der That gelang es durch geeignete Vorkehren einen fortwährenden Luftwechsel hervorzubringen. — Mit unglaublicher Raschheit wurde dieser Glaspalast erbaut und schnell genug vollendet, so daß am festgesetzten Tage, dem 1. Mai 1851, die Weltausstellung eröffnet werden konnte.

Die folgenden Zahlen werden dir, lieber Leser, die nebenstehende Abbildung verdeutlichen und dir einen Begriff von diesem Wunderwerke geben. Der ganze Glaspalast ist 1851 Fuß lang und 456 Fuß breit, und bedeckt eine Fläche von 844056 Fuß oder $21\frac{1}{10}$ unserer Jucharten. Die drei Dächer sind je 64, 44 und 24 Fuß, und das Schiff 108 Fuß hoch. Der ganze Cubikinhalt des Gebäudes ist 33 Millionen Cubikfuß (Würfel von 1 Fuß Länge, Höhe und Breite). Die Menge des dabei verwendeten Glases beträgt 900000 Quadratfuß, von 400 Tonnen oder 8000 Centner Gewicht. Das Gebäude enthält 3500 eiserne Säulen, zum Theil aus Gußeisen zum Theil aus Schmiedeisen, von $14\frac{1}{2}$ bis 20 Fuß Länge, 2224 Bindebalken aus Gußeisen, und 1128 eiserne Pfosten als Stützen der Gallerien; die Dachrinnen, welche das Regenwasser in die hohlen Säulen leiten, haben im Ganzen eine Länge von 34 englischen Meilen oder ungefähr 11 Schweizerstunden, und die Fensterbindeisen eine Länge von 205 englischen Meilen oder 66 Schweizerstunden. Die Kosten des Baues betrugen 170000 Pf. St. oder $4\frac{1}{4}$ Millionen neue Schw. Franken.

Dieses nach seiner Größe, seiner Gestalt und seinem Material in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende Gebäude wurde in weniger als zehn Monaten vollständig erbaut; denn am 1. Mai 1851 war bereits die ungeheure Anzahl der Ausstellungsartikel aus allen Gegenden der Welt eingetroffen und im Glaspalaste an der gehörigen Stelle untergebracht, so daß an diesem Tage die feierliche Eröffnung der großen Industrieausstellung in London durch die Königin von England vorgenommen werden konnte.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß jede auch noch so gelungene Beschreibung der festlichen Eröffnung am 1. Mai weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibe. Wenigstens eine halbe Million Menschen sollen gegenwärtig gewesen sein um diese Einweihungsfeier mitanzusehen. Der Glaspalast selbst war mit bunten Fahnen verziert welche die verschiedenen Nationen der Welt bezeichneten. Alle Straßen, durch welche der königliche Zug sich zum Glaspalast bewegen sollte, waren von früher Morgenstunde an mit dichten Menschenmassen angefüllt. Am Ausstellungsgebäude selbst übertraf schon um halb acht Uhr Morgens das Gedränge von Equipagen an Zahl und Pracht alles was man bisher ähnliches gesehen. Die Eröffnungszeit war um neun Uhr. Bis zehn Uhr schienen die Besucher in Bewunderung verloren über alle Herrlichkeiten welche hier ihrem Auge begegneten. Bald darauf erschien unter allgemeinem Lebehochruf der alte Herzog von Wellington, der an diesem ersten Mai seinen zweiundachtzigsten Geburtstag feierte, in seiner Feldmarschallsuniform. Mehrere Mitglieder des diplomatischen Corps nahmen in seiner Nähe Platz. Um eilf Uhr wurde der reich mit Scharlach und Gold verzierte Thronsessel, auf die für den Empfang der Königin errichtete Erhöhung gestellt. Die Erscheinung des Erzbischofs von Canterbury war ein weiteres Anzeichen des baldigen Beginns der Ceremonie.

Der Glaspalast in London.



H

Das östliche Ende des Querbaues (Mitte des Palastes) zeigte nun die bunten und reichen orientalischen Trachten von Hindus, Persern, Türken, Tunesern u. s. f. Auch Herr Paxton, der gefeierte Erbauer des Glaspalastes wurde unter den Anwesenden bemerkt. Während sich auf solche Weise die herrlichen Räume des Wunderpalastes allmählig mit den Zuschauern aus allen Welttheilen anfüllten, erfolgte kurz vor Mittag die Abfahrt der Königin Viktoria vom Buckinghampalast. Voraus fuhren neun Hofwagen mit den fremden fürstlichen Gästen und den Angehörigen des königlichen Hauses. Die Königin saß an der Seite ihres Gemahls, des Prinzen Albert, des geistigen Urhebers dieses weltbewegenden Unternehmens, gegenüber ihre ältesten Kinder, die königliche Prinzessin und der Prinz von Wales. Ein erschütterndes Lebehoch geleitete die Königin vom Buckinghampalast bis zum Industriepalast, wo um zwölf Uhr das Schmettern der Trompeten die Annäherung der Monarchin verkündigten. Sogleich wurde die königliche Standarte auf dem nördlichen Dache des Querbaues aufgezogen. Die Königin trat durch das nördliche Thor ein. Sobald sie auf dem Thronsessel Platz genommen, ertönte die Nationalhymne „God save the Queen" (Gott erhalte die Königin), gesungen von den vereinigten Chören der königlichen Kapelle, der St. Paulskirche, der Westminsterabtei und der St. Georgskapelle in Windsor, denen sich viele Zöglinge der königlichen Akadamie der Musik so wie viele fremde und einheimische Sänger angeschlossen hatten. Nun bildete sich der königliche Zug zur Durchschreitung des Gebäudes; unter Vorantritt der Wappenherolde in ihren mittelalterlichen Wappenröcken, der Contrahenten des Baues, des Architekten, des Vollziehungsausschlusses u. s. f. folgten die fremden Industriekommissarien (darunter auch die zwei schweizerischen); dann die 24 königlichen Commissarien, der Oberceremonienmeister, die fremden Gesandten und Minister; der Herzog von Wellington als Oberbefehlshaber der Armee; der Bischof von London und der Erzbischof von Canterbury; die obersten Hofbeamten; dann die Königin, den Prinzen von Wales, und Prinz Albert, die älteste Prinzessin an der Hand führend, der Prinz von Preußen mit der Herzogin von Kent; der Prinz Heinrich von Niederland mit der Prinzessin von Preußen und mehrere andere Hoheiten; dann Herren und Damen vom Hof und eine zweite Reihe von Wappenherolden schloß den Zug. Als die Königin nach der Plattform (der erhöhten Stelle auf welcher der Thronsessel stand) zurückgekehrt war, erklärte sie unter Trompetengeschmetter: „Die Ausstellung ist eröffnet." Eine Salve der in der Nähe aufgestellten Batterie verkündigte es der draußen versammelten Menge. Nun wurden die Schranken, hinter denen bisher die Zuschauer sich befanden, geöffnet, und unter dem Zuruf der vielen Tausende fuhr die Monarchin mit ihrem Gefolge nach dem Buckinghampalaste zurück. Alle Straßen, durch die sich der königliche Zug bewegte, waren mit Fahnen, Tüchern und Blumen festlich geschmückt, und alle Schiffe in der Themse hatten ihre Flaggen aufgezogen. Die ganze Stadt hielt Feiertag. Von den geschmückten Kirchthürmen klangen festliche Glockenspiele. Jedermann fühlte, daß man ein Fest begieng, dessen Bedeutung sich über den ganzen Erdkreis erstreckte.

Seit der Eröffnung wurde die Ausstellung täglich im Durchschnitt von 30 bis 40 Tausend Menschen besucht; die Einnahme betrug im Tage 2000 bis 3000 Pf. St. (50000 bis 75000 neue Franken) und darüber. Am 8. Juli zählte man sogar 63863 Besucher, und am 15. Juli war die Zahl derselben stärker als an irgend einem der vorigen Tage; sie stieg nämlich auf 74122 Personen; die Einnahme betrug bei ermäßigtem Eintrittspreise von einem Schilling (ungefähr 9 Batzen) 3509 Pf. St. (87725 neue Fr.). — Einen Begriff von dem ungeheuren Zudrange kann man sich daraus machen, daß schon am 7. Brachmonat, also 38 Tage nach der Eröffnung die Einnahme von Abonnementsbillets für die ganze Dauer der Ausstellung 65976 Pf. St. (1,649,400 neue Fr.), und die Einnahme von Billets von andern Besuchern 71421 Pf. St. (1,785,525 neue Fr.) betrug. — Die Gesammteinnahme von Subsriptionen, Druck der Cataloge, Eintrittspreisen u. s. f. war an jenem Tage bereits auf 210441 Pf. St. oder fünf Millionen 261025 neue Schweiz.-Franken gestiegen — und mit dieser Summe waren alle Kosten gedeckt.

Bei Eröffnung der Ausstellung wies der Catalog 6146 inländische Einsender auf. Die außerdem eingesendeten Artikel vertheilten sich in folgender Art auf die verschiedenen Länder des Erdkreises: von den englischen Colonien und aus Ostindien waren gegen 2000, vom Auslande gegen 13000 Artikel eingesandt, nämlich von Frankreich 3329, Oesterreich 688, Preußen 1072, Würtemberg 137, Sachsen 144, Baiern 83, Hannover 11, Hamburg 125, Baden 2, Frankfurt 38, Belgien 1050, Holland 226, Dänemark 63, Rußland 251, Italien 200, Portugal 109, Spanien 233, Schweden und Norwegen 29, Schweiz 153 (wurden besonders gerühmt), Vereinigte Staaten von Nordamerika 907, Türkei gegen 4000, Aegypten 49, Persien 1, Tunis 203, Westafrika 9, China 238, Brasilien 1, Peru 4, Mexiko 4, Neu Granada 1, Hayti 2, Gesellschaftsinseln 1; Ostindien hat 446 größtentheils sehr interessante, Ceylon 9, Hong-Kong 19, St. Helena 4, das Cap der guten Hoffnung 34, Canada 345, die australischen Colonien etwa 150 Artikel geschickt u. s. f.

Der Raum gestattet uns nicht die ausgezeichneten Artikel aller möglichen Industriezweige, oder die Gegenstände der bildenden Kunst, oder endlich die prachtvollen Kostbarkeiten und Juwelen, welche die zahlreichen Besucher zu ungetheilter Bewunderung hinreißen, im einzelnen aufzuzählen. Vielleicht aber theilt der Bote seinen Lesern in einem künftigen Jahre die hauptsächlichsten Ergebnisse der Weltausstellung mit und erwähnt alsdann die bedeutendsten Artikel, welche das Preisgericht der wohlverdienten Belohnung würdig erkennen wird.

Das schweizerische Musikfest in Bern,

am 2., 3. und 4. Juli 1851.

(Siehe die Abbildung.)

Ihr werdet wohl auch auf dem Lande viel von dem großen Musikfeste in Bern, von der Festhütte und den vielen Sängern und Musikern gehört haben. Vielleicht waret ihr schon lange neugierig, was der Kalender darüber sagt. Deßhalb ist denn euer alter Freund, der Bote, dem Feste nachgehinkt und bringt euch jetzt einen treuen Bericht. So wie ihr, liebe Leser, Sängervereine habt und auf Sängerfesten zusammenkommt, um gemeinsam schöne Lieder zu singen, so kommen auch in den schweizerischen Städten meist von Jahr zu Jahr bald da, bald dort, die geschicktesten Sänger und Musiker zusammen. Ihre Verbindung heißt „schweizerische Musikgesellschaft" und ward 1808 gegründet. Zur Zeit der Gründung war noch kein einziger Berner dabei. Seit jener Zeit ist aber die Musik bei uns wacker vorwärts geschritten. Heuer hatten wir die Freude, die eidgenössischen Gäste zum dritten Male bei uns zu sehen.

Das erste Mal (1813) waren bei uns 134 Musiker, 82 Sängerinnen, 59 Sänger, im Ganzen 275 Mitwirkende dabei; das zweite Mal (1827) schon 176 Musiker, 76 Sängerinnen, 130 Sänger, also 408. Dieses Jahr aber hatten wir 170 Instrumentisten, 176 Sopranistinnen, 140 Altistinnen, 76 Tenoristen 80, Bassisten. Beinahe **700** Mitwirkende! Stellet euch so ein singendes und musizirendes Bataillon vor! Eine Baßgeige macht schon einen ordentlichen Lärm und diesmal haben 12 zu Bern gebrummt! Die Musikgesellschaft spielt aber bei ihren Festen keine Tanzmusik, sie singt auch keine einzelnen Lieder, die nur fünf Minuten dauern; sie bringt nur ernste, erhabene, religiöse Musik; sie wählt dazu Werke, die drei bis vier Stunden währen. Es haben große Männer gelebt, die meinten, man könne aus den sieben Tönen mehr machen als bloße Märsche und Gassenlieder. Die meisten von ihnen wollten zugleich die Musik mit der Kirche verbinden; es ist ja gar schön, wenn wir zu Gott aufsehen und singen. Da kam man vor vielen Jahren in Italien auf den Gedanken, einzelne Geschichten aus dem alten oder neuen Testamente singen zu lassen, um recht auf die Zuhörer einzuwirken. Solche Musikstücke wurden in einem Betsaale aufgeführt, der Oratorium hieß. Daher werden diese großen Tonwerke religiösen Stoffes Oratorien genannt. Ein derartiges Oratorium und zwar

Das schweizerische Musikfest in Bern.

J

das größte ist der „Messias", den der große Meister Händel komponirt hat. Dieser Mann muß euch allen, die ihr die Chöre liebt, auch lieb sein, denn er ist der eigentliche Schöpfer der Volkschöre. Daß der „Messias" zu unserer Ehre in Bern recht gut gelang, wißt ihr; wenn ihr nun bedenkt, daß die befriedigende Aufführung eines solchen Oratoriums äußerst schwierig ist, so werdet ihr auch begreifen, warum man so viel davon redete und berichtete.

Ich will Euch Alles kurz und treu erzählen. Am 16. Juli 1849 war in Solothurn die fünfundzwanzigste Hauptversammlung der schweizerischen Musikgesellschaft. Diese wählte Bern fast einstimmig als nächsten Festort. Da aber im vorigen Jahr unser Vaterland in so großer politischer Aufregung war, so wurde das Fest erst dieses Jahr gefeiert. Zuerst hatte das Comite den bejährten Tonkünstler, Herrn Schnyder von Wartensee, aus Luzern, den ihr nicht vergessen sollet, denn er macht in Deutschland allen Schweizern große Ehre, als Festdirigenten bezeichnet; als aber derselbe durch Unwohlsein verhindert ward, übernahm der wackere Meister Edele den Taktstock. Ihm verdankt man in vieler Beziehung das schöne Gelingen des Festes. Die Anstalten vor dem Feste, wie die mühsamen Musikproben auf der einen, die Errichtung der Festhütte auf der andern Seite erheischten große Opfer an Zeit und Geld; doch war die Bevölkerung der Stadt auch gerne geneigt, die Leiter zu unterstützen. Die Regierung und der Burgerrath der Stadt Bern bewiesen sowohl durch namhafte Geldgeschenke als durch Abordnungen aus ihrer Mitte ihre Theilnahme an dem schönen Feste, und auch die Gesellschaften der Stadt Bern unterstützten das Comite mit sehr willkommenen Geldbeiträgen.

Schöne mit frischem Grün geschmückte Triumphbogen waren an manchen Orten errichtet, um die herannahenden Gäste würdig zu empfangen. Am oberen Thore, das mit einer Leier und eidgenössischen Fähnchen geschmückt war, standen zum Empfange der Gäste aus der französischen Schweiz folgende zwei französische Inschriften, die euch der Herr Schulmeister oder eine von euern Töchtern, die eben aus dem Welschland heimgekommen ist, übersetzen soll:

Nach außen hieß es:

Ornés pour votre accueil, fiers de votre présence,
Les lieux vont par vous tous s'égayer, s'embellir.
Saluant cette ville animés d'espérance,
Puissiez-vous en garder un heureux souvenir.

Nach der Stadt:

Nos cœurs vous accompagnent!

Selbst die beiden Bären beim obern Thore hatten frisches Tannreis im Maul, um den Gästen zu zeigen, daß auch die Bären ihnen grün sind. Am Aarbergerthore gedachte die eine Inschrift des Einzugs:

Hoch thu' dich auf und prange, du grünbekränztes Thor!
Willkommen in unsrer Mitte, willkommen in unserm Chor!

Die andere, etwas voreilig, des Abschiedes:

Wir sahen Glück und Freude vor Euern Schritten wehen;
Lebt wohl Ihr theuern Freunde, auf frohes Wiedersehen.

Ein dritter auf der Nydeckbrücke errichteter Bogen sprach auch zweiseitig. Auf der einen Seite hieß es:

Das Tonwerk Händels ist ein heilig Buch,
Messias steigt beim Klang der Frauen Lieder
In alle Herzen seiner Sänger nieder.
„Dir, Gott, die Ehre" — sei des Festes Spruch!

Auf der entgegengesetzten:

Seid gegrüßt ihr theuern Gäste,
Die ihr kommt zu unserm Feste.
Herrlich in dem Reich der Töne
Eint sich das Heil'ge und das Schöne!

Wir wollen nun die Plattform betreten und zwar durch das obere Thor, dessen geschmückte Aufschrift eine für jeden Eidgenossen beachtenswerthe Mahnung ausspricht:

Im Chore schwebt der Einheit Bild Euch vor;
Jedwede Stimme hat da ihre Stelle,
Die Einheit erst gibt Kraft und Klang und Helle.
Seid Eigenossen denn ein wackrer Chor!

Zuweilen möchte wohl der Festspruch auf der inneren Seite der Pforte zweckmäßig sein, wenn gleich hier das Verbot überflüssig war:

Verboten ist bei schlimmem Lohn
Ein falscher Takt, ein falscher Ton.
Zwei Pfund ist Buße beider
Zum Besten der Verleider.

Im Erdgeschoße des Stiftgebäudes hatte das Centralbüreau, im Souterrain, das in eine Küche, Vorrathskammer und Weinlager umgewandelt war, der Festwirth seinen Sitz aufgeschlagen. Eine Stiege stellte eine improvisirte Verbindung der Stiftsterasse mit der Plattform her. Da sieht man eine Militärabtheilung im Wachzelte zwar nicht mit Kriegen, aber mit Krügen — voll Bier beschäftigt, dort steht ein Piket Brandkorps an einer Feuerspritze, deren der Himmel spottet, indem er leider Wolken in Regen zu verwandeln beginnt. Weiterhin erblicken wir Zelte, die nicht ein Lager bilden, sondern vielmehr ein Lager d. h. ein Weinlager zerstören sollen. — Die prachtvoll geschmückte Festhütte bildete ein längliches Viereck mit zwei Eingängen an den schmälern Seiten, die durch eine Altane gehoben und verschönert wurden. Dem Orchester gegenüber ward auf der Stadtseite auch eine offene Aussicht auf die Spaziergänger eröffnet. Frisches Grün schmückte die Außen-, eine roth und weiß leinene Tapete die Innenseite. Zahlreiche Hänge- und Armleuchter boten Abends stets eine reiche Illumination, und zwei große Spiegel gewährten Jedem das Vergnügen, die liebe Gesellschaft doppelt zu sehen. Die Inschriften der unteren Pforte lauteten:

1. Wo Kunst und Friede sich gesellen,
   Da schlägt das Herz in froher Lust;
   Die Chöre rauschen mächtig, schwellen
   Wie Gotteshauch die Menschenbrust.
2. Es blühn und duften uns hienieden
   Die Blüthen einer schönern Welt;
   Es schwebt der Mensch im reinsten Frieden,
   Wo Kunst und Freude sich gesellt.

Das habt ihr wohl alle selbst schon empfunden, wenn ihr einen schönen Chor gesungen oder gehört habt! — Eine Abordnung war der Fahne der Gesellschaft bis Schönbühl entgegengefahren und zog am 2. Juli, Nachmittags vier Uhr unter Kanonendonner mit den Gästen ein. Da kamen die freundlichen Solothurner, und Burgdorfer, da kamen Biels mit Sonnenschirmen gegen den Regen sich schützenden Söhne auf hochbepacktem Wagen daher. Die Stadtmusik und eine Menge Volkes begleitete den Einzug auf die Plattform, wo sämmtliche Fahnen auf der Festhütte aufgepflanzt wurden. Im Büreau ging es nun drunter und drüber, denn es währte lange, bis alle die Herren und Damen in ihren Quartieren untergebracht waren; für die so freundliche Gewährung der letzteren sei wiederholt gedankt, denn Berns alte Gastfreundschaft hat sich glänzend bewährt. Um halb acht Uhr begrüßte unser verehrte Orgelvirtuos Mendel die Künstler und Kunstfreunde aus der Ferne mit einem Konzerte. Habt ihr die Orgel zu Bern schon gehört? Versäumt es ja nicht, wenn ihr zum Markt kommt und sie gerade gespielt wird. Wie wirds euch rühren, wenn ihr das schöne Volkslied: „Von meinen Bergen muß ich scheiden" und den gewaltigen Donner dazu hört! Diesmal spielte aber auch der große Organist im Himmel auf seiner Riesenorgel, denn es donnerte über den Münster hin. Fast fürchtete man schon ein völliges Mißlingen des Festes.

Aus den Verhandlungen der Gesellschaft, die euch nicht näher interessiren werden, plaudert der Hinkende Bote nichts, als daß St. Gallen, wo das Fest seit 26 Jahren nicht gewesen war, zum nächsten Festort gewählt wurde. Lieber will er euch noch etwas von den Konzerten erzählen, die trotz der wenigen Proben ganz ausgezeichnet gelangen. Wenn vielleicht euer Herr Pfarrer mitgesungen hat, so wird er mein Wort bestätigen.

Zuerst spielte das Riesenorchester, es waren allein schon über 70 Geigen darin, ein großes Musikstück von dem berühmten Componisten Beethoven; es heißt die „heroische Symphonie", weil darin das Leben und Streben eines Heros d. h. eines Helden geschildert ist. Als Beethoven sie schrieb (1802), da war Napoleon Konsul. Beethoven wollte ihm dieß Werk widmen, weil derselbe ein großer Held war. Als sich Napoleon aber zum Kaiser krönen ließ, so fand Beethoven das sehr klein und zerriß das Titel-

blatt seines Werkes. Er hat in demselben nicht blos an einen Soldaten, an einen Helden im Kriege gedacht; man muß oft weit mühsamer Held im Leben sein, um sich durchzukämpfen. Seht einmal, der Mann, der den „Messias" in Musik gebracht hat, der Händel, das war ein armer Knabe, den der Vater nicht einmal zur Musik lassen wollte. Derselbe Händel ist mit aller Anstrengung, mit den schwersten Kämpfen, mit den bittersten Opfern ein großer Mann geworden. War er daher nicht ein Held? Seht, einen solchen Helden, der im Leben für seine Sache einsteht, wenn er auch nicht Soldat ist, einen solchen Helden hat Beethoven in der „heroischen Symphonie" geschildert. Nun folgte das Oratorium: „Der Messias." Das Werk zerfällt in drei Theile, die durch den Grundgedanken, die Erlösung von Sünde und Tod durch Christum, zusammengehalten werden. Der Text besteht aus einer Verbindung ausgewählter Bibelstellen. Den ersten Theil könnte man die Verheißung nennen. Berge und Thale werden geebnet, denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden. O wie lieblich klingt da die Hirtenmusik; wie tröstend der Ton des Engels, der die Geburt des Herrn verkündigt! Der zweite Theil, die Erlösung von der Sünde, ist eine tiefergreifende Darstellung der Leiden, die über den Erretter der Welt verhängt waren, und schließt mit dem imposanten weltberühmten Chor: Halleluja! O wie herrlich tönten da die Hunderte von Stimmen, die sich zu Gott erhoben, begleitet von den Klängen der Instrumente! Der gewaltige Münster, der vor dem Gewitter nicht erbebt, erzitterte fast vor dieser Tonfülle. Der dritte Theil, die Erlösung von dem Tode, erschüttert uns, wo er uns an das Weltgericht, — tröstet hingegen, wo er an unsere Auferstehung erinnert. Da ruft jedes Herz das „Amen" mit, womit das Werk abschließt. Das war ein schöner Tag für Bern, wo wir dieß gehört! Die Solosänger (Sopran — Frl. Rüpplin aus dem Thurgau, welche von Paris kam; Alt — Frl. Rordorf aus Zürich; Tenor — Hr. Kirchhoff, Musikalienhändler in Bern, den wohl Viele von euch am letzten Kantonalgesangfeste in Burgdorf als ersten Tenoristen der Berner-Liedertafel gehört; Baß — Hr. Mengis aus Wallis, eigens hergekommen aus London, und Hr. Hegar aus Basel) — wie Chor und Orchester theilten sich in die Kränze des Tages.

Ueber das zweite Konzert, wo viele einzelne Künstler auftraten, die ihr nicht kennt, will ich nur kurz sagen, daß es meist gut gewählt war und recht wohl gefiel. Den Thunern könnt ihr sagen, daß Jungfer Immer eine sehr schöne Stimme habe. Die Leute aus Bötzingen grüßt von mir: der Herr Heft, der dort daheim ist, hat gar vortrefflich auf der Geige musizirt. — Der Ton des ganzen Festes war ein heiterer aber auch ein edler; die Freude artete nie in ein sinnloses Brüllen aus, sondern blieb in den schönen Gränzen des Anstandes und wahrer Kunstliebe. So wurde beim festlichen Nachtessen gesprochen und gesungen, ohne daß der geringste Misklang das Fest getrübt hätte. Viele Freude machte besonders der Trinkspruch Schnyders von Wartensee; er sagte, er finde Ein Instrument nicht wieder, nämlich die alte Lyra (Leyer), die seit Jahrhunderten in der Schweiz getönt hätte. Nun sei eine neue Lyra in Schwung gekommen, die mit sieben und nicht mit zweiundzwanzig Saiten gespannt ist; sie sei besser, denn sieben Saiten seien leichter zu stimmen; auch habe die musikalische Tonleiter nicht mehr als sieben Töne. Daran schloß er den Wunsch, daß die Schweizer ihre alten Nationalmelodien bewahren, aber das wahrhaft Volksthümliche anderer Völker freundlich damit verbinden mögen. Als ein Beispiel einer solchen fremden aber doch volksthümlichen Melodie führte er das nordamerikanische Volkslied: „Yankee Doodle" (Janki Dudel) an. Gleich heiter und festlich, ja prachtvoll war der Ball, womit das Fest schloß. Wohl der schönste, den Bern je gesehen. Diese freundliche Vereinigung aller Alter und Stände mußte auf jeden Theilnehmer einen angenehmen Eindruck machen. Wir schließen wohl am glänzendsten mit der Illumination. Tausende von Lichtern bestrahlten die Plattform; auch um die Erlachstatue flammten künstliche Kandelaber, ja selbst jenseits der Aare erschien das Schwellenmätteli beleuchtet und in dem Strome wiedergespiegelt. Feurige Guirlanden, aus bunten Gläsern gebildet, zogen sich von

K

Baum zu Baum, von denen jeder mit einem farbigen Lampenkranze geschmückt war. Der eigentliche Lichtpunkt war das weithin leuchtende eidgenössische Kreuz, das die Nacht erhellte. Erst spät endete das Fest, welches in der Brust eines jeden Theilnehmers unvergeßlich fortlebt. Das Fest war ein entscheidendes, denn es knüpft sich daran der Sieg der höchsten und heiligsten Musik für die ganze Schweiz. Jeder Berner sei darauf stolz.

Möget auch ihr, Bewohner des Landes, der Kunst freundlich gedenken, denn sie erheitert das Leben; übt euch immer mehr im Gesange wahrer Lieder, damit gemeine Gassenlieder immer mehr verschwinden. Daß die Musik bildet, die Menschen sittlich macht, sagt euch schon ein großer Mann des grauen Alterthums. Er hieß Plutarch und schrieb: »Staaten, die die besten Gesetze, die die besten Verfassungen hatten, trugen vorzügliche Sorgfalt für die musikalischen Anstalten; denn ihr Geschäft ists, die Gemüther der Menschen zu dankbaren Gefühlen gegen Gott zu erheben und dann das Herz rein und harmonisch zu stimmen.“

So — so!

Es war einmal ein Federheld
Mit Brille, Frack und grauem Haar,
Die Tabakdose seine Welt
Und stets sein komisch Sprichwort war:
„So – so!“

Ging er am frühen Morgen aus
Nach der Kanzlei voll Fleiß, im Nu
Rief schnell: „Wie gehts!“ der Nachbar Klaus.
Er – aber – schlug – die Dose – zu:
„So – so!“

Als er die Jungfer Ursula
Als junger Praktikant verehrt',
Und sie ihn frug: „Liebst du mich? – ja?“
Schrie er vor Liebe ganz verklärt:
„So – so!“

Er trat mit ihr zur Trauung hin.
Der Priester sprach: „Bei Gottes Ehr
Ist diese Eh' Ihr fester Sinn?“
Zerstreuten Kopfs versetzte er:
„So – so!“

Vermählt ward er ein Haustyrann.
Er zürnte ob des kleinsten Dings,
Wie auf dem Hof der Indian,
Und schlug die Frau bald recht bald links
„So – so!“

Nach Neuem gierig war – o Gott –
Er trotz der ältsten Küchenfrau;
Gab es wo Hochzeit, Taufe, Tod,
Kam hurtig er und forschte schlau:
„So – so?“

Noch Keiner hat – ich sags zum Schluß –
Es je dem So-Mann recht gemacht.
Stets flüsterte der Kritikus,
Hat spöttisch auch dazu gelacht:
„So – – – so!“

Als es mit ihm zum Sterben kam,
Sah er betrübt die Dose jetzt;
Er seufzte, weinte still und nahm
Ein Prischen noch und sprach zuletzt:
„So – so!?“

Man setzte ihm ein Grabesmal.
Ein arger Witzbold schrieb daran:
„Hier liegt ein zärtlicher Gemahl,
Ein frommer Christ, ein weiser Mann –
„So – so.“

Unverblümte Redensart.

Als Jemand einem Geschäftsführer die Handschriftproben eines Subjekts vorlegte, welches Anstellung suchte, erwiderte jener: „Dä schrybt nit wie nes Gust, sondern wie ne Sau.“ —